

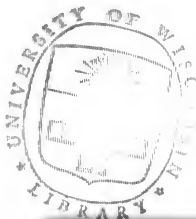

BERGGESCHICHTEN



VON

ARTHUR ACHLEITNER




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Arthur Achleitner.

Berggeschichten.



Von demselben Verfasser sind im Verlag von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** ferner erschienen:

Grüne Brüche. Schilderungen und Erzählungen. Mit Illustrationen von Hugo Engl. 2. Auflage. 8°. Geh. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.60.

Inhalt: Am Zwangwechsel. — Kaiserschießen. — Prämierter Wildererfang — Alttier und Leberknödel. — In der Finsterliesing. — Fängisch gestellt! — Ä-o-a! — Der elektrische Gamsbock. — Das Waldhahnzüngel. — Der Bratzengirgl. — Das Totenwasser. — Das Ettaler Manndl.

Die Dobratschrose. Erzählung. 8°. Geh. ℳ 2.—. Eleg. geb. ℳ 3.—.

Fels und Firn. Erzählungen aus den Bergen. Mit Illustrationen von Hugo Engl. 2. Aufl. 8°. Geh. ℳ 3.—. Eleg. geb. ℳ 4.—

Inhalt: 's Zischkele. — Der Keuschler-Franzl.

Im Gamsgebirg. Neue Erzählungen aus bayerischen und österreichischen Bergen. 2. Aufl. 8°. Geh. ℳ 1.50. Eleg. geb. ℳ 2.—.

Inhalt: Am Steinernen Meer. — 's Schneekatherl. — Waldesrache. — 's Wisperl. — A Singats auf der Alm. — Der Gamsradi. — Auf einsamer Höh'.

Aus dem Hochland. Berggeschichten. Dritte stark vermehrte Auflage. 8° Gehefter ℳ 1.80. Elegant gebunden ℳ 2.80.

Inhalt: Der schön' Toni. — Schiffleut-Hamur. — Der Gemsbart des Kaisers. — Die Scheiterbuben. — Das Groschenpaarl. — S. T. T. I. A. M. — 's pred Peperl. — Der astronomische Gäuschütz. — Vorweiling. — Das Marterl am Glockenhof. — Eine Schreckensnacht. — Im Söllandl. — Der Boten-Alter. — Der Mittermooschrister. — Das Schrattlgatterl. — Winterelend. — Die Geige. — Am See. — Das Menschenleben im Aberglauben. — Jäger-Aberglaube im Gebirg. — Drollige Leute. — Stellungsflüchtig. — Ein Wettessen. — Bequeme Kontrolle. — Auf Inspektionsfahrt. — Reingefallene Drückeberger. — Eine mühsame Überführung.

Resche Luft. Drei Bergnovellen. 2. A. 8°. Geh. ℳ 2.—. Eleg. geb. ℳ 2.60.

Inhalt: Schwalbenrache. — Schwarze Wolken. — 's Immen-Moidl.



Berggeschichten

von

Arthur Achleitner.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1905.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart

Inhalt.

Seite



Zöllner — Menschenkenner.

Ist den Zollbeamten und Grenzern von Berufswegen die innige Liebe und Verehrung der Mitwelt versagt und sorgt der unerbittliche Dienst für eine endlose Reihe von Widerwärtigkeiten und Ärger, so bietet das Schicksal diesen Vielgeplagten doch eine hochanzurechnende Entschädigung, nämlich in vielen Fällen ein vollgerüttelt Maß von Klugheit und Menschenkenntnis, die den Dienst erleichtert, ja erhebt, das Selbstgefühl steigert und den Zöllner über die Parteien stellt. Manchmal potenziert sich die Klugheit im Dienst zur Gerissenheit, die großartige Erfolge im Abfangen von Kontrebandisten erzielt und dem schlauen Zöllner Ehre und Berühmtheit verschafft, mitunter auch klingende Anerkennung und Avancement außer der Tour. Freilich ist solcher Ruf immer nur

einseitig auf Seite der Beamtenwelt, während das die Grenze frequentierende Publikum solch Auserwählten des Zollgeistes immer eine gewisse Scheu und um so größere Furcht entgegenbringt, je belasteter das Gewissen beim Überschreiten der Grenze ist.

Je nach persönlicher Veranlagung wird der Zöllner immer etwas Spezielles zum Prüfstein in der Dienstausführung wählen; der eine achtet auf das Benehmen der Reisenden und zieht daraus seine Schlüsse auf das Vorhandensein von Kontrebande; ein zweiter hat es — dienstlich natürlich — auf die weiblichen Passanten abgesehen, ein dritter verläßt sich auf die Nase und riecht den Zigarrenschmuggler. Das Zöllnerauge ist gewöhnlich sehr geübt in der Schätzung normalen respektive zu starken Leibesumfanges, und findige Zöllner fangen die „Schwärzer" durch harmlose Bemerkungen oder durch besondere Höflichkeit, die namentlich jenen gefährlich wird, die vorsichtig die Zigarren im Hut verborgen halten, und verblüfft über so große Zollhöflichkeit unwillkürlich durch Hutlüften erwidern.

Irgendwo an der bayerisch-österreichischen Grenze amtierte ein im Zolldienst ergrauter Be-

amter, der im Geruche eines Gedankenlesers stand, und von den Reisenden ob der Sicherheit im Abfangen von Kontrebande geradezu gefürchtet wurde. Nirgend wo anders erzielte die Zollkasse so regelmäßig günstige Einnahmen, als auf dieser Station, und zwar ausschließlich durch den alten Mayer, vulgo Augenmayer. Seine Kunst, Schmuggler mit unfehlbarer Sicherheit abzufassen, verdankte er seinen Augen, die ihn durch reichlich zwanzig Dienstjahre niemals betrogen haben. Mochten eine harmlos erscheinende Bäuerin oder vornehme Reisende in eleganten Karossen, bescheidene Touristen oder arrogante Passagiere am Zollhause erscheinen und Finten und Mätzchen machen, wie sie nur wollten: höflich, doch bestimmt und gelassen blieb der alte Mayer und machte seine berühmt gewordene — Augenprobe. Ein Blick ins Auge der Reisenden genügte; Mayer wußte, wie er daran war. Hielt einer diesen seltsamen, durchdringenden Blick nicht aus, oder suchte einer seine Verlegenheit mit qualwitzigen Redensarten zu markieren, so bestand der Augenmayer auf der Gepäcksrevision, und das Resultat war immer ein zöllnerisch-erquickendes.

So gefürchtet Mayer dadurch wurde, ja gehaßt, niemals lief eine Beschwerde über ihn ein. Die gerupften Schwärzer hatten gewöhnlich keine Lust, den Reinfall an die große Glocke zu hängen, und waren froh, die gefährliche und kostspielige Zollstation im Rücken zu haben. Einen Irrtum gab es allerdings einmal; der Augenmayer traute auf Grund seiner Augenprobe einem Kammerdiener nicht über den Weg und bestand auf der Revision des umfangreichen herrschaftlichen Gepäcks. Da der Diener keine Schlüssel zum Öffnen hatte, wurde das Gepäck an der Grenze sistiert, und die Herrschaft fuhr ohne Ahnung und ohne Gepäck davon. Wenige Stunden später brachte ein Telegramm Leben in die Zollbude und machte die Bahnbeamten springen. Augenmayer hatte das Gepäck eines Fürstenstellvertreters, der offiziell zu einer Feierlichkeit über die Grenze reisen mußte, angehalten, und in den Koffern befand sich die Repräsentanz-Gala-Uniform, die nun mit Extrazug weiterbefördert werden mußte. Es regnete spitze Reden und Vorwürfe, die Augenmayer dienstergeben hinunterschluckte, und dabei an die Koffer die Zollplomben anlegte. Das ist Vorschrift.

Augenmayer möchte schwören, daß außer der Uniform zollpflichtige Sachen vorhanden sind, denn der Kammerdiener hatte die Augenprobe „schlecht" bestanden. Mit Extrazug gingen die Koffer unter Zollplombe über die Grenze, und im Bestimmungsorte erwartete ein Zöllner sowie der Kammerdiener mit den Schlüsseln die Kolli.

Wenige Tage darauf stand Augenmayer glänzend gerechtfertigt da, denn es war inzwischen bekannt geworden, daß der Kammerdiener gehörig zu schmuggeln versuchte und böse reingefallen ist. Hoffentlich hat Augenmayer die Augenprobe beim Himmelspförtner gut bestanden, und der wackere Zöllner Einlaß im Jenseits gefunden.

Berühmt ob seiner Menschenkenntnis war ein österreichischer Revisionsaufseher im Grenzbahnhof zu — na, schweigen wir lieber. Der Mann erzielte großartige Erfolge im Abfassen von Schnellzugsschmugglern durch eine auf eminenter Menschenkenntnis beruhende Kombination und praktische Verwertung seiner Feldzugsmedaille, die seine grüne Uniform zierte. Klug wußte dieser Zöllner die Medaille zum „Fangorden" zu gebrauchen, sie ward die Angel, auf welche unzählige Passa-

giere mit belastetem Gewissen und Kontrebande im Koffer bissen und gefangen wurden. Der Mann kombinierte logisch und richtig: Leute mit reinem Zollgewissen, Menschen ohne Schmuggelabsichten haben keine Veranlassung, mit einem völlig unbekannten Zollaufseher ein Gespräch zu beginnen oder sich „anzufreunden" in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Zöllners von sich, respektive ihrem Gepäck abzulenken. Also kann man solche Leute ohne peinliche Gepäcksrevision durchlassen.

Wer aber trotz des kurzen Schnellzugsaufenthaltes in der Zollstation und trotz der gebotenen Eile ein Gespräch beginnt und fragt, wo der Dekorierte diesen prächtigen Orden erwarb, wer gar wissen will, ob die Feldzugsmedaille etwa der Kronenorden sei, und dem Besitzer ob solcher Auszeichnung Komplimente macht, der hat — mag er sein, wer er will — Steuerpflichtiges im Koffer und die Absicht zu „schwärzen". Mit logischer Konsequenz bestand der dekorierte Zöllner unerschütterlich bei solchen Leuten auf Kofferöffnung, und höflich, doch unbeirrt, nahm er die Revision gründlichst vor. Der „Fangorden" bewährte sich glänzend, so vorzüglich, wie die Kombination selbst,

und die Schmeichler fielen jedesmal schmählich rein. Ein einziges Mal hatte der „Fangorden" Mißerfolg insofern, als ein älterer Herr mit dem Nachtschnellzug in der Grenzzollstation anlangte, hastig auf den Revisionsaufseher zuschritt und richtig auf die Angel biß. Äußerlich gelassen, doch innerlich frohlockend über das nie versagende Mittel forderte der Zöllner die Öffnung.

„Das wird wohl nicht nötig sein!" meinte der Herr und griff nach dem Portefeuille.

„Sehr nötig! Nur aufmachen! Jetzt erst recht!"

„Ich bin Ihnen wohl besonders verdächtig!"

Dem Zöllner rutschte die Bejahung raus, ohne daß er es gewahr ward, und abermals forderte er die Öffnung des Handkoffers.

Im selben Augenblick präsentierte der Herr seine Visitenkarte, auf der zu lesen war: K. k. Zolldirektor.

Die Haken zusammenschlagend erwies der Aufseher dem hohen Vorgesetzten Reverenz, und verfluchte für dieses Mal sein sonst so zuverlässiges Fangmittel.

Mit den Jahren sprach sich aber die Geschichte

vom Fangorden rum, und die Reisenden, die regelmäßig jene Station durchfuhren, bekamen Wind von der Sache, daher sich jeder hütete, den Orden, die Medaille „anzusprechen“.

Damit änderte sich die Wirkung des Fangordens. Der Zöllner kam übrigens bald im Avancement in den inneren Dienst, und die Medaille zur verdienten Ruhe.

Zwanzig Jährchen werden verflossen sein; doch haftet in manchem Grenzbewohner noch die Erinnerung an jene Menschenkenner unter den Zöllnern.



Der Dienstbeendigungs-Wecker.

Gemeiniglich hat die Beamtenschaft im Außendienst Weckeruhren, deren Läutwerk so eingestellt wird, daß der erbarmungslose Wecker knapp vor Dienstbeginn den Schläfer alarmiert und aus dem süßen Schlafe reißt. Ganz anders ist der Weckerdienst jedoch bei der Grenzwache organisiert; wenigstens weiß ich einen speziellen Fall aus der Wirklichkeit zu erzählen, welcher haarscharf beweist, daß es einen Dienst*beendigungs*-Wecker gibt.

Human denkende Oberbeamte, welche den Außendienst mit seinen Strapazen, besonders im Winter, kennen, haben dafür gesorgt, daß längs der bayerisch-österreichischen Grenze, speziell in unwirtlichen, unbewohnten Gegenden, für die Grenzwachmannschaft Schutzhütten errichtet wurden. Diese Blockhütten sollen den Grenzaufsehern

bei langen Besetzungen von Grenzpunkten und bei übergroßer Kälte oder Wettersturz einigen Schutz durch Unterstand gewähren. Ihren Zweck erfüllen diese Hütten denn auch, manchmal in nur zu reichlichem Maße, insofern das Lagerheu auch bei gutem Wetter zu erwünschter, indes verbotener Siesta benutzt wird.

In einem Kontrollbezirk hegte denn auch der Oberkontrolleur Huber, ein wohlwollender, nachsichtiger Mann, den Verdacht, daß die Schutzhütte seines Bezirkes von Faulpelzen als Schlafhütte benützt und der Besetzungsdienst an der Grenze „geschwänzt" werde. Vom Verdacht bis zu einer unvermuteten Kontrolle ist bei einem Oberbeamten der Grenzwache bekanntlich nicht weit. Herr Huber kontrollierte in besonderem Maße: Er ließ sein Schlachtroß zu Hause und stapfte gestiefelt und gespornt in den Bezirk; eine enorme Leistung für einen die Bequemlichkeit liebenden und vom Zipperlein heimgesuchten Mann, noch dazu im Spätwinter bei tiefem Schnee und beißendem Frost. Aber der Dienst ist heilig, und der Verdacht groß. Einige Male war Herr Huber zu nachtschlafender Zeit im Kontrollbezirk völlig unerwartet aufgetaucht,

jedesmal traf er seine Aufseher pflichtgetreu im Dienst an der Grenze und konnte ihnen nur die Meldung abnehmen, daß im Dienst nichts vorgefallen sei. Ein solcher Mißerfolg in der Kontrolle bei rabenschwarzem Verdacht auf „Schwänzung" ist eigentlich ärgerlich, so sehr man sich anderenteils ob der pflichttreuen Dienstleistung der Aufseher freuen müßte. Der Mißerfolg beweist lediglich, daß es dem Kontrolleur bislang nicht gelungen ist, die wirklichen Faulpelze zu erwischen. Die Abfassung der Dienstschläfer muß aber schließlich gelingen, und wenn es Herrn Huber ein Dutzend schlafloser Nächte kosten sollte. Ein Halbdutzend Nächte war bereits und absolut erfolglos geopfert, das Zipperlein ärger denn je. Herr Huber rieb seine Beine mit jenem Fluidum ein, das eigentlich für sein Schlachtroß gekauft worden war. Inmitten dieser, bei der Generaldirektion der Zölle gänzlich unbekannten, dienstlichen Beschäftigung durchzuckte den Oberkontrolleur ein wahrhaft genialer Gedanke: Huber dachte an das Vorleben seiner Aufseher, das vielleicht einen Schluß auf Schlafsucht im Dienst zuläßt. Rasch war die Konduiteliste nachgeschlagen; da steht es schwarz

auf weiß, daß einer früher Theolog war, ein zweiter ging vom Militär weg zur Grenzwache, ein dritter war ehedem Bräubursch, der vierte Küfer. Ist es Verwegenheit zu glauben, daß Bräubursch und Küfer nach Vertilgung etlicher Krüge Bier Freunde eines gesunden Schlafes sein werden? Mit der nötigen Bettschwere pflegen zwar auch Ex-Theologen gut zu schlafen, aber einem früheren Bräuburschen ist das Dienstschwänzen eher zuzutrauen.

Herr Huber sah des weiteren im Dienstturnus nach: In heutiger Nacht, der siebenten Kontrollnacht, haben der Ex-Bräuer und der Ex-Küfer Besetzungsdienst längs der Wassergrenze und dort steht die Schutzhütte unweit der Straße auf einer kleinen, waldumsäumten Anhöhe.

Für den Kontrolleur ist das ein Marsch von gut zwei Stunden durch Schnee und Kälte bis zur Schutzhütte und dito zurück bis zur Dienstwohnung im Dorfe. Doch das Opfer No. 7 muß gebracht werden! Huber hatte so etwas wie eine Ahnung, daß er in dieser Nacht die Dienstschläfer erwischen werde. In solchem Vorgefühl ging Huber gegen alle Gewohnheit abends ins Gasthaus

zum „Hirschen" und leistete sich wieder gegen alle Ordnung sechs Glas Bier, ein Quantum, das den mitzechenden Landarzt veranlaßte, den Oberkontrolleur des Alkoholismus gefährlichster Art zu bezichtigen. Doch Huber lachte nur dazu und behielt das Geheimnis seines bevorstehenden nächtlichen Kontrollganges, auf dem das Bier schon wieder verdunsten werde, für sich im Busen. Auf dem Heimwege überlegte der Oberbeamte, wie der Kontrolldienst auf praktischste Art die Nacht hindurch betätigt werden könnte.

Sechs Mann Grenzwache sind draußen, davon zwei im Bezirk der Schutzhütte, und deren Dienstzeit läuft erst gegen Morgen ab. Diese zwei Mann müßten etwa um vier Uhr früh kontrolliert werden. Des Zipperleins wegen ist es bedenklich, sich einige Stunden niederzulegen; das Aufstehen könnte vereitelt werden, die Beine den Dienst versagen. Also ist es vernünftiger, das Bett zu meiden, die Nacht im Sattel zuzubringen und vorher die übrige Mannschaft zu kontrollieren. Herr Huber ritt denn auch um die Geisterstunde in die stille, schwarze, kalte Nacht hinaus, bis ans Ende seines

Bezirkes nach Osten. Pflichtgetreu steht die Mannschaft im Dienst. Nichts Verdächtiges, keine Spur von Schwärzern, kein Aufgriff, die Grenze ist wie ausgestorben.

Der Oberkontrolleur kehrte auf seinem Schlachtroß heim, weckte den Stallburschen und übergab ihm die Stute zur Einstallung. Jetzt gilt es, der Schutzhütte an der Westgrenze den zugedachten Besuch abzustatten. Für alle Fälle hat Huber eine kleine Blendlaterne mit; es könnte ja nötig sein, die Schutzhütte zu beleuchten und im Heu nach Einquartierung zu suchen.

Ein heilloser Marsch durch die kalte Nacht! Aber es muß sein! Und vielleicht gelingt es, Dienstschwänzer abzufangen.

Der Weg auf verschneiter Straße dehnt sich nahezu endlos. Huber, der anfangs warmgeritten war, begann zu frieren trotz der Bewegung, die Sporen verbreiten eine unangenehme Kälte an den Füßen und der Schleppsäbel erweist sich als überaus lästige Beigabe zur Wanderung.

Als nach stundenlangem Marsche der Oberkontrolleur in der Nähe der Schutzhütte anlangte, vermochte er die Zeit nicht zu bestimmen. Ein

grauer Schimmer ist über das Gelände ausgebreitet und vom Grenzfluße her dampft der Nebel. Licht machen, die Laterne anzünden wollte Huber nicht, um seine Anwesenheit nicht vorzeitig zu verraten. Bis an das Flußufer vorzugehen und unten zu kontrollieren, würde zwecklos sein, für den Fall, daß die Grenzaufseher in der Hütte — schlafen. Also ist eine Hüttenkontrolle praktischer.

Der Beamte hielt den Schleppsäbel krampfhaft hoch und schlich durch den Schnee pfadlos die Böschung hinan zur Schutzhütte. Hier blieb er wie angemauert stehen und horchte.

Schier Herzklopfen vor Freude empfand der Kontrolleur, denn aus dem Hütteninnern dringt ein Geräusch, ähnlich wie von einer Holzsäge, prachtvolle Gutturaltöne, ein Schnarchduett, das wie Himmelsmusik in die Ohren des endlich siegreichen Kontrollbeamten klingt. Zu zweit liegen die Aufseher drinnen und schlafen, statt daß sie die Grenze bewachen und das deutsche Reich vor Schaden bewahren.

Ein Frostschauer erinnerte Huber daran, daß ein Mann seiner Jahre unmöglich den Rest der bitterkalten Nacht im Freien verbringen dürfe.

Die Hütte ist ja schließlich auch zum Schutz für den Kontrollbeamten da, und Huber kann doch ganz gut in der Hütte auf das Erwachen der ertappten Dienstschwänzer warten. Gedacht, getan! Leise und vorsichtig begab sich der Oberkontrolleur in die Hütte, die Türe war unversperrt und ließ sich geräuschlos schließen. Mählich gewöhnte sich das Auge an das Dunkel in der Hütte und Huber vermochte zu erkennen, daß, wie vermutet, der Ex-Bräuer neben dem Ex-Küfer behaglich, wenn auch in Uniform und in den Mantel gewickelt, auf dem Heu im Hintergrunde der Hütte liegt und herrlich schläft. Beide schnarchen um die Wette; sie haben nicht das geringste gemerkt, daß ein dritter in die Hütte gekommen ist.

Neben der Türe kann der Oberkontrolleur auch nicht stehen bleiben, einmal zieht es durch die Fugen erbärmlich herein, und dann vertragen die Gichtfüße das lange Stehen absolut nicht. Den einzigen vorhandenen Sessel mag Huber nicht benützen, weil der Stuhl defekt ist und umfallen könnte. Ist das Heu aber für die Aufseher da, warum nicht auch für den Kontrollbeamten?

Huber schlich in die freie, unbelegte Ecke und ließ sich vorsichtig in das Heu nieder. Hier will der Kontrolleur auf das Erwachen seiner Schwänzer warten und sich weiden an den verblüfften Mienen der überraschten Aufseher. Es wird himmlisch werden! So ein Fang war noch nicht da, seit es eine Grenzwache gibt in Deutschland!

Aber langweilig ist dieses Warten auf den Triumph doch, tödlich langweilig. Und müde wird man dabei, unsäglich müde. Kein Wunder! Sechs Halbe Bier am Abend, der weite Ritt, der mühselige Marsch bis zur Hütte, die ganze Nacht kein Auge zugetan! Und Huber ist, weiß Gott, kein Märzhasele mehr, im Gegenteil, ein Mann, der gerne in Pension ginge, wenn man nicht gar so viel an Geld verlieren würde als Staatspensionist. Mit Neunzehntel ginge er mit Freuden und gäbe er den strapaziösen Dienst auf. Aber so heißt es schinden und rackern Jahr um Jahr am eigenen Körper.

Huber ließ das Haupt nach vorne sinken und schloß die Augen.

Nur für einen Augenblick; er ist ja entsetzlich müde. Es schadet ja nichts, wenn die Augen für

ein Weilchen geschlossen bleiben. Die Kerle schnarchen, also sehen sie nicht, daß der Oberkontrolleur ein dienstwidriges „Nickerchen" sich gestattet. Und beim geringsten Geräusch wird Huber ja doch sofort auf und im Dienst sein. Eine gute Einrichtung, so eine Schutzhütte! Draußen mag es sicher so an 10—12 Grad Kälte haben. — Der Beamte zog fröstelnd den Mantel fester an sich und sank in das Heu, die Müdigkeit ist übermächtig, ein kurzer Schlaf erquickend, eine Wohltat.

Es dämmerte draußen. Krächzend strichen Rabenkrähen über den Wald. Schwere Nebelschwaden zogen vom Fluß herein ins Land.

Schnarrend ging in der Schutzhütte ein Wecker ab. Jäh fuhren zwei Grenzaufseher auf und rannten zur Hütte hinaus. Huber war erwacht und blickte entsetzt vor sich. Fünf Minuten lang lärmt der Wecker wie besessen, dann schwieg er, leise tickte das Uhrwerk weiter.

Das Heulager ist leer, die Grenzaufseher sind verschwunden, der Oberkontrolleur ist allein in der Schutzhütte und in einem Zustand moralischer Depression, der sich nicht beschreiben läßt. Mit dem „Sieg" ist es nichts; aber eine Überraschung

ist es und nichts weniger denn angenehm für den Kontrolleur, welcher nach einigem Sinnen unschwer herausfinden konnte, daß sich seine Dienstschwänzer in unglaublicher Keckheit sogar einen Wecker aufgestellt haben, der nicht den Dienstbeginn, sondern das *Ende des eigentlichen Besetzungsdienstes* ankündet; er weckt die Aufseher, nachdem sie, statt Dienst zu machen — geschlafen haben. Geradezu genial erdacht! Und leider, leider kann der Kontrolleur gar nichts dagegen machen, denn er selbst hat ja im Dienst geschlafen und ist geweckt worden vom — Dienstbeendigungswecker.



Ein glücklicher Fund.

Der sehnsüchtigst erwartete Monatserste, der Löhnungstag ist angebrochen, um acht Uhr früh wird der Zolleinnehmer im Zollamt sich selbst und den Grenzaufsehern gegen vorschriftsmäßige Quittung den üppigen Monatsgehalt auszahlen.

Auf den Glockenschlag pünktlich fand sich der Grenzaufseher Mayrle an der Zollamtskanzlei ein und wartete in einiger Aufregung, denn Punkt acht Uhr soll er bereits auswärts im Dienst sein, doch möchte er vorher die Gage einkassieren, das viele Geld schnell in den Schrank geben, und dann wird es springen heißen, um das Treffen mit dem Oberkontrolleur an genau bestimmtem Besetzungsposten einhalten zu können.

Einige Minuten nach acht Uhr kam der Einnehmer von der Privatwohnung herab, und beim

Anblick des wartenden Aufsehers meinte der Zöllner lachend: „Na, sind Sie aber geldhungrig! Pressiert es so arg, die Silberlinge unter die Leute zu bringen?"

„Ich bitt, Herr Einnehmer! Ich soll bereits im Dienst sein!"

„Ach so! Daher die Pressiererei! Gleich, Mayrle!"

Mit rasender Beamteneile, das heißt, mit aller Ruhe nahm der Einnehmer die Quittung entgegen, las sie genauestens durch und sagte dann: „Eigentlich wäre auch noch das ärztlich beglaubigte Lebensattest nötig! Da Sie aber amtsbekannt sind und aller Wahrscheinlichkeit nach lebend vor mir stehen, können wir vom Lebensattest absehen und den Gehalt ausbezahlen!" Gemächlich öffnete der Zöllner den eisernen Geldschrank, nahm eine Geldschüssel heraus, zählte deren Inhalt und holte sodann die Goldstücke einzeln hervor. „Hm! Muß Ihnen zwanzig Mark in Silber geben, sonst bliebe den anderen Aufsehern lauter Silber!"

„Das ist mir gleich, Herr Einnehmer! Ich bitt um rasche Auszahlung, ich muß ja in den Dienst!"

„Nur hübsch in Ordnung, Mayrle! In Geldangelegenheiten heißt es aufpassen! Für ein Kassenmanko bin ich, nicht Sie, haftbar! Also hier ist Ihr Gehalt! Halt, ich muß nochmal nachzählen! So, es stimmt! Adieu, Mayrle, viel Vergnügen am Gagetag!"

„Danke, Herr Einnehmer!" rief der Aufseher und schob das Geld der Eile wegen in den Hosensack. Nun gilt es rasch in das Gelände längs der Reichsgrenze zu kommen und den Besetzungspunkt vorschriftsmäßig zu erreichen. Dies gelang dem mit seinem Dienstrevier vertrauten Grenzer trotz verlorener Zeit so gut, daß er gleichzeitig mit dem Oberkontrolleur auf dem bestimmten Treffpunkt ankam. Die dienstliche Kontrolle, Eintrag in das Diensttaschenbuch rc., war bald geschehen; der Oberbeamte keuchte seinen Weg weiter, Mayrle stand seine Zeit ab, er muß bis zwei Uhr nachmittags an der Waldlisiere „Paß" stehen und auf etwaige Schmuggler warten, die natürlich am helllichten Tag sicher nicht kommen werden. Doch die Vorschrift will, daß die Reichsgrenze bewacht wird, also steht der Grenzer geduldig und wartet, bis der Zeiger der Taschenuhr die Dienstbefreiungs-

stunde anzeigt. Keine Minute zu früh, aber auch keine Sekunde später wird abmarschiert.

Der Weg zur Grenzwachstation im Zollamt ist weit und steinig; die Sonne brennt arg herab, ein Gewitter ist im Anzug. Mayrle schritt den Bergpfad in lebhaftem Tempo entlang und guckte fleißig in den berüchtigten Wetterwinkel, wo sich gigantische schwarze Wolkenbänke auftürmten, und aus welchem auch schon der Sturmwind in heftigen Stößen blies. Trocken wird bei der großen Entfernung die Station nicht erreicht werden können, erwischen und „waschen" möchte sich Mayrle vom drohenden Unwetter auch nicht lassen. Kurz entschlossen änderte der revierkundige Grenzer die Marschrichtung und steuerte einem Berggraben zu, in welchem für das Grenzpersonal in solchen Fällen eine Unterstandshütte steht.

Mit knapper Not ward diese Hütte erreicht, der Gewitterregen prasselte nieder, als Mayrle sich in das Heu der Blockhütte legte, frohlockend, dem Unwetter fürs erste entronnen zu sein. Wenn man in solcher Situation nun Speise und Trank haben könnte, es wäre eine Seligkeit auf Erden. Aber die heilige Generaldirektion der Zölle will

es nicht haben, daß eine Diensthütte ein Gasthaus sei, die hohe Obrigkeit gewährt nur den Unterstand bei Wetterunbilden, das Heu ist eigentlich schon unerlaubter Luxus und verlockt die Grenzer zu dienstwidrigem Schlafe. Es ist sogar direkt verboten, in einer Diensthütte zu liegen und zu schlafen. Mayrle befindet sich aber zur Zeit außer Dienst, er ist jetzt dienstfrei und hat keinen Menschen um Zustimmung zu einem „Nickerchen" zu fragen.

Es schläft sich herrlich, wenn es draußen hernieder regnet und die Tropfen wunderbar regelmäßig auf das Schindeldach der Hütte klatschen.

Nach reichlich einer Stunde erquickenden Schlafes erwachte Mayrle; ihm ist's bei der Körperbewegung, als hätte etwas metallisch im Heu geklirrt. Sollte jemand Gegenstände aus Eisen liegen gelassen haben? Wer aber und was?

Schon der erste Griff förderte ein Markstück aus dem Heu. Nun suchte Mayrle mit größter Emsigkeit, sein Eifer ward belohnt; acht Mark in Silber konnten dem Heulager entnommen werden. Nun fragt es sich, wer der Verlustträger sein wird. Die Diensthütte wird von Kollegen

frequentiert; die Hütte ist aber stets offen, es können, was allerdings nicht gerade wahrscheinlich ist, auch Schmuggler hier Unterstand nehmen und finden, zum mindesten aber Leute, die über das Gebirge wandern und von Unwetter überrascht, hier Unterschlupf suchen.

Es wird sich schwer ernieren lassen, wer die acht Mark in der Hütte verloren hat. Kollegen dürften es nicht gewesen sein, denn sonst würde der eine oder der andere sicher über Geldverlust gejammert haben. Davon war aber nie die Rede. Also behält man den Fund, und zur Beschwichtigung des Gewissens kann man den Stationskollegen ja ein Fäßel Bier spendieren; etwa ein fünfzehn Liter-Fäßel, das verursacht drei Mark sechzig Pfennig Auslagen, der Rest ist Finderlohn und eine angenehme Zulage zum Monatsgehalt. Der Regen hat aufgehört, erquickende Kühle herrscht in der erfrischten Natur, Mayrle hat ein herrliches Wetter zum Heimmarsch; die Fundfreude beschwingt die grobgenagelten Sohlen.

Im Dorfwirtshause, das etwa ein Stündchen vom Zollamt entfernt ist, traf Mayrle erwünschtermaßen zwei seiner Stationskollegen, von

denen einer dienstfrei ist, der andere in einer Stunde den Nachtdienst antreten muß, ein dritter Grenzer ist aus der Nachbarstation und hier auf Durstlöschungsbesuch. Mayrle wollte eigentlich den Geldfund verheimlichen, dennoch aber ein Fünfzehnerfäßel Bier spendieren. Für diese ungewöhnliche Spende braucht er aber ein Motiv, und ungewollt rutschte die Wahrheit über die Lippen: „Manner, ich hab in der Grabenhütte acht Mark gefunden, ich zahl ein Fünfzehner Fäßel! He, Wirtschaft, ein Fünfzehner Fäßel frisch anzapfen, ich zahl's!"

Darob helle Freude bei den Grenzern, die sich ordentlich beeilten, das Fäßel guten Gerstensaftes möglichst rasch leer zu bringen. Und das war denn auch so schnell geschehen, daß Mayrle für seine Person nur zwei Halbe bekommen hatte, also sehr wenig um sein Geld. Dafür priesen ihn aber die Kollegen als noblen Charakter und bettelten so lange, bis die Spende repetiert wurde. Diesmal erklärte der Wirt, es sei nur noch ein Zwanziger Fäßel da, alle übrigen Gebinde seien Viertelhektoliter haltend.

„Weil's gleich ist!" rief Mayrle und be-

stellte den Zwanziger, ohne die Addition 3.60 + 4.80 vorzunehmen.

Die Grenzer sogen Bier wie Bienen den Honig, bis die Kellnerin atemlos gesprungen kam und den anreitenden Oberkontrolleur signalisierte.

„Jeß Maria! Ich soll schon seit einer Stund im Dienst sein!“ schrie der eine Grenzaufseher, packte Mütze und Gewehr, und stürmte durch den Roßstall ins Freie und hinüber in den schutzbietenden Wald.

Das Schreckenswort: „Der Oberkontrolleur kommt!“ wirkte aber auch auf die dienstfreien Grenzer so übermächtig und alarmierend, daß die Aufseher auf das noch vorhandene Bier vergaßen, die Gewehre ergriffen und eiligst die gastliche Schwelle verließen. Macht der Gewohnheit, Furcht vor dem Kontrollbeamten.

Mayrle wurde in der heimatlichen Station von Leuten erwartet, die sich gleich lebhaft für den Löhnungstag interessierten und ihr Geld haben wollten. So der Schuster, die Wäscherin, und Gläubiger überhaupt. Der Abrechnungszettel der Stationsköchin, die für die vier Grenzer kocht, lag ohnedies bereits auf dem Tisch in Mayrles Stube.

Zahlen macht Frieden. Mayrle öffnete den Schrank und wollte sein Löhnungsgeld herausnehmen und die Leute bezahlen. So viel er auch suchte, nicht ein Pfennig ist im Schranke vorhanden. Wie gelähmt starrte der Grenzer auf den Schrank. Dann kam die Erinnerung, daß er ja mit der Gage in den Dienst gegangen sei, also die Löhnung noch im Sack haben mußte.

Richtig, im Hosensack ist Geld. Rasch nachgezählt, entsetzlich, es fehlen trotz des Fundgeldes fünf Mark.

Mayrle bezahlte die Leute und rechnete immer wieder, es wollte nicht stimmen. Dafür aber dämmerte es in seinem Gehirn: er hatte auf dem Dienstgang offenbar Silbergeld von der Löhnung verloren, in der Diensthütte sein eigenes Geld gefunden und dummerweise den Kollegen Bier spendiert, ist also dem Wirt für acht Mark vierzig Pfennig Bier schuldig, und das Bier wurde aus Angst vor dem Kontrolleur nicht einmal ausgetrunken. Für einen armen Grenzer also ein „glücklicher Fund!“

Aufgriffshunger.

Um die Zeit war es, da die hohe Obrigkeit für jeden Schmuggelaufgriff, so derselbe einigermaßen nennenswerte Kontrebande zu Tage brachte, dem beteiligten Grenzaufseher fünf Reichssilberlinge bewilligte. Man nannte das an sonnigen Tagen „Dienstanimierungs-Gratifikation"; im benachbarten Österreich wurde es bedeutend brutaler auf deutsch „Beuteanteil" genannt, und vor einigen Jahren in eine „Remuneration" umgewandelt.

In der bayerischen Grenzwachstation Lärchstein residierten mit einem Zolleinnehmer vier Grenzaufseher in üblich üppiger Weise, taten Dienst und schnappten die ausgezeichnete reine Bergluft, fasteten und litten Durst vom 13. bis ultimo jeden Monats, oder sie machten gegen die generaldirektorale Vorschrift Z 179329 diesseit

und jenseit der Reichsgrenze Schulden. Dabei lebten die Aufseher bei Tag und Nacht, ja selbst im Schlafe der Hoffnung auf Gehaltsaufbesserung, welche schon damals wünschenswert und notwendig erachtet wurde in Grenzerkreisen. Die Aussichten auf Vermehrung des Diensteinkommens waren jedoch schlechter wie schlecht; nur ganz verbissene Optimisten hofften darauf. Die Pessimisten hingegen widmeten ihre Gedanken der Frage, wie man ohne Generaldirektion die Finanzen aufbessern könne, und gerieten bei solchem Sinnieren auf den alten Satz: Hilf dir selber, dann hilft dir auch der heilige Generaldirektor der Zölle und indirekten Steuern!

Eine Selbsthilfe bei Grenzaufsehern hat eine fatale Ähnlichkeit mit dem berühmten „corriger la fortune“ (das Glück verbessern). Was ist nun überhaupt Glück bei einem Grenzaufseher? Ein guter Aufgriff wäre ein Glück, weil das Abfangen eines Schmugglers mit nennenswerter Kontrebande bare fünf Mark Dienstanimierungs-Gratifikation einträgt. Ein solches Glück ist aber selten. Man kann aber solches Glück auf künstlichem Wege verbessern, so gewissermaßen ein

bissel nachhelfen, meinte eines Tages der Grenzwachmann Ingenius Zapfler und entwickelte seine Gedanken im Kreise der krachmüde vom Dienst heimgekehrten Kollegen, die anfänglich kaum zuhörten und lieber schlafen wollten. Wie Zapfler aber vorrechnete, daß es spielend leicht sein müßte, an einem Tage etliche acht absolut sichere Aufgriffe zu machen und dadurch vierzig Mark zu verdienen, welche Summe auf vier Grenzer verteilt pro Nase zehn Silberlinge ergibt, — da wurden die Kollegen plötzlich lebfrisch und forellenmunter und baten den schlauen Glückverbesserer um Entwicklung seines famosen Aufgriffplanes.

Zapfler dämpfte den Ton seiner sonst krähenden Stimme zum geheimnisvollen Flüstern, und beschwor vor allem die Kollegen um Schweigsamkeit jedermann gegenüber, ansonsten die Sache schauerlich schief gehen müßte. Insbesondere die hochlöblichen Vorgesetzten dürften nichts erfahren, und sodann muß der Aufgriffshunger den über die Grenze kommenden Bauern ein ewiges, unergründliches Geheimnis bleiben.

Die Kollegen beschworen Diskretion gegen jedermann ohne Ansehung des Geschlechtes. Eine

Woche später fand jenseits der Grenze im österreichischen Dorfe der sogenannte Katharinenmarkt statt, der von bayerischen und österreichischen Bauern stark besucht wird und als gute Einkaufsgelegenheit gilt. Man wußte nun längs der Grenze, daß die bayerischen Gebirgler auf diesem Markt fleißig einkaufen; doch zur Verzollung in der Grenzstation wird sehr wenig gebracht. Allerdings kamen nicht alle Marktbesucher am Nebenzollamt vorbei, es gibt verschiedene andere Wege und Steige, die auch nach Hause führen. Ab und zu gelang es den im Gebirg versteckten Aufsehern, einen Schwärzer, der vom Markt kam, abzufangen, doch das Aufgriffsresultat war meist kläglicher Art: ein Halbpfund Feigenkaffee oder ein irdenes Reindl, oder ein Pfund österreichischer Rauchtabak. Zoll und schärfere Strafe machten da immer noch keine fünf Mark aus, und die Dienstanimierungsgratifikation für den aufgreifenden Grenzaufseher fiel demgemäß ins Wasser.

Zum diesmaligen Katharinenmarkt aber ist der Aufgriffsplan fein ersonnen, die Schmuggler werden geradezu massenhaft erwischt werden.

Zapfler hatte die Grenze geradezu genial

besetzen lassen; zwei Aufseher hatten „Paß“ auf je einem der „beliebtesten“ Gangsteige, welche im Rücken des Nebenzollamtes aufwärts und über das Gebirge führen; der dritte Kollege spazierte von Mittag an vor dem Stationsgebäude auf und ab und kontrollierte jeden von Österreich kommenden Marktbesucher auf ein verabredetes Zeichen, um sodann den Schmuggler dem Zolleinnehmer als „aufgegriffen“ zur Amtshandlung vorzuführen.

Zapfler selbst begab sich in Zivilkleidung ins österreichische Dorf, zur Überwachung der Einkäufe seitens bayerischer Bauern.

Unauffällig machte er jedem, ihm als Bayer bekannten Gebirgler, der zollpflichtige Waren beim Krämer kaufte, einen kleinen Kreidestrich auf den Rücken der Joppe. Schwieriger gestaltete sich diese Manipulation bei den Weibern, doch gelang es bei zwei Bäuerinnen, das Kreidestrichel rückwärts auf den Kopftüchelzipfel zu zeichnen.

Als Zapfler im Aufgriffshunger eine respektable Anzahl bayerischer Einkäufer ‚gezeichnet‘ hatte, verflüchtigte er sich, und ging über die Grenze

heim, um sich in der Station sogleich in die Dienstuniform zu werfen und dem kontrollierenden Kollegen zu assistieren.

Wie immer waren es die Weiber, die als die ersten vom Markt heimkehrten, schwätzend, doch nüchtern. Zapfler hätte schwören können, daß die zwei gezeichneten Kopftüchelträgerinnen unter den Weibern sind, doch er fand die Kreidestrichel nicht, und speziell darnach suchen durfte er nicht. Drei, vier Weiber gingen freiwillig in die Zollkanzlei und versteuerten die gekauften Waren, um sodann ihren Weg fortzusetzen.

Später kamen die Bauern, voll des süßen Weines, und nun begann der Aufgriffsweizen zu blühen. Jeder Strichelmensch wurde auf der Straße vor dem Zollgebäude der Kontrebande bezichtigt, die Bauern leugneten selbstverständlich und wurden vorgeführt. Die körperliche Durchsuchung ergab gewünschtes Resultat, der Aufgriff ist gelungen und sind damit die fünf Mark pro erwischten Schmuggler sicher. Sechs Bauern und eine Bäuerin brachten die Kollegen von den Gangsteigen als aufgegriffene Schmuggler zu Amt, und der Fang war entschieden nennenswert.

In Summa waren es neun Aufgriffe mit Kontrebande, also wurde an die listige Grenzwachmannschaft der Gesamtbetrag von fünfundvierzig Mark Dienstanimierungs-Gratifikation ausbezahlt.

Der Zolleinnehmer hatte sich zwar über das enorme Aufgriffsresultat wie über die Sicherheit der Aufseher beim Zugreifen gewundert, doch sagte er weiter nichts und glaubte an Zufall.

Die Grenzer freuten sich der Glückverbesserung, bis es teilen hieß. Vier in fünfundvierzig dividiert, gibt elf Mark pro Nase und eine Mark bleibt übrig.

Zapfler als Arrangeur des Ganzen beanspruchte diese Mark für seine brillante, erfolgreiche Idee, für seine Mühewaltung beim Strichelmachen, sowie für das Risiko. Er habe seine Haut zu Markt getragen, er stand in schwerer Gefahr des Erwischtwerdens, also gebühre ihm die Mark Extrazuschuß.

Er bekam sie auch, diese strittige Mark, aber die Einigkeit unter den Kollegen war pfutsch. Das konnten die Teilnehmer des Katharinentanzes im bayerischen Dorfe merken; saßen drei Aufseher

beim Bier, und jeder an einem anderen Tisch. Zapfler ließ Geld sehen und springen, bestellte einen Extratanz für sich, bekam aber keine Tänzerin. Schadenfroh grinsten dazu die Kollegen, und die den Grenzern allzeit aufsässigen Burschen erblickten darin das Zeichen zum ‚auzwidern‘. Und als gar noch ein Bauer auf dem Janker das Kreidestrichel entdeckte, ward das Geheimnis offenkundig, die Gebirgler errieten den Zusammenhang, und fingen Zapfler heraus zu handgreiflichem Gedankenaustausch. Die Aufseher wollten nun doch dem Kollegen beistehen, wurden jedoch als beteiligte ‚Marklfischer‘ an die frische Luft befördert.

Der ingeniös verbesserte Aufgriff brachte für den Arrangeur schauerliche Prügel und darauffolgende achttägige Dienstuntauglichkeit nebst einer ‚Riesennase‘ von der Obrigkeit mit selbstverständlicher Versetzung in eine ‚ruhigere‘ Station. An der ‚Nase‘ partizipierten auch die übrigen Aufseher zur Erinnerung an den ‚Aufgriffshunger‘.



Unmögliche Verzollung.

Ein Stündchen vor Übernahme des Nachtdienstes im Grenzbahnhofe ließ Offizial Mähdler ein Fäßchen tiroler Rotwein in das Bureau verbringen und auf einen der Amtstische stellen. Sodann richtete der Beamte die Formulare, als da vorgeschrieben sind: Frachtbrief, Zolldeklarationen, Zettel zur Zollstatistik etc. zurecht behufs späterer Ausfüllung. Zum Abendzug ins heimatliche Ausland fand sich im Revisionssaal der Zollinspektor behufs Überwachung des Dienstes ein, und mit diesem Beamten auch Offizial Mähdler, um anzufragen, welche amtliche Bedingungen zu erfüllen seien für den Export eines Fäßchens tiroler Weines, und zu welcher Stunde man im Zollamt am wenigsten mit dringlicher Arbeit überlastet sei.

Die kollegiale, liebenswürdige Auskunft lautete dahin, daß der Bahnbeamte zwar jederzeit auf Berücksichtigung rechnen dürfe, daß eine rasche Übernahme und zollamtliche Abfertigung aber in den Morgenstunden am ehesten erfolgen könne.

Das paßt Herrn Mähdler insofern ausgezeichnet, als er morgen früh nach Beendigung seines Nachtdienstes sofort das Fäßchen Rotwein verzollen, und in der Güterexpedition zur Aufgabe und Weiterbeförderung bringen kann. Zwei Tage später wird der Sohn die Zunge am süffigen Weine laben können.

Wer noch keinen Nachtdienst in einem Grenzbahnhof mitgemacht hat, kennt die Schrecken einer Amtsnacht nicht. Die erste Unannehmlichkeit ist der Restaurationsschluß nach Abfahrt des Nachtschnellzuges um elf Uhr. Die Bahnhofwirtschaft wird unmittelbar nach Abfahrt dieses Zuges rücksichtslos gesperrt, alles Leben erstirbt im Bahnhofe, nur der Brunnen am Bahnsteig plätschert weiter, an seinem Naß kann sich der Beamte des Nachtdienstes laben, wenn der Gaumen trocken geworden sein sollte. Die zweite Unannehmlichkeit ist das Nachtdienstsofa, ein Amtsmöbel aus der

Zeit, da die Drahtspiralen eben frisch erfunden und sehr massiv gebaut wurden. Alt war das Seegras als Füllung, brüchig der Lederüberzug, vielfach geflickt. Auf diesem „westöstlichen" Diwan zu liegen, ist ein Kunststück für sich, das Schlafen aber nur möglich, wenn der Beamte todmüde oder im Besitze der Bettschwere ist. Zum Todmüdewerden fehlt es am Anlaß, es ist nicht viel zu tun in der ersten Hälfte der Dienstnacht; die durch Alkohol erzeugte Bettschwere aber ist amtlich verboten und gefährlich für die Dienstabwicklung. Um ein Uhr früh ist ein Güterzug abzufertigen, nachdem die Zollbehörde die Erlaubnis gegeben hat; ein lästiges Stück langweiliger Arbeit, zu welcher der diensthabende Stationsmeister Herrn Mähdler wecken muß.

Dann wieder eine Ruhepause von zwei Stunden, bis der Expreßzug kommt und nach dem Maschinenwechsel weitergeht. Um vier Uhr früh muß ein Eilgüterzug, um fünf Uhr der Schnellzug aus dem Süden abgefertigt werden; dann nach sechs Uhr ist der Personenzug aus der Heimat fällig, und gegen acht Uhr der Nachtdienst für Offizial Mähdler wieder einmal beendet.

Diesmal hatte Mähdler es sehr eilig, den Dienst seinem Jour-Nachfolger zu übergeben; arg übernächtig, über enorme Müdigkeit klagend, verließ der Offizial den Bahnhof und steuerte seiner Häuslichkeit zu, um einen langen Schlaf zu tun, den ehrlich verdienten Schlaf nach hartem Nachtdienst.

Im Betriebsbureau fand der Expeditor und Dienstablöser den säuerlichen Geruch auffällig, es duftete stark nach Wein, doch ward der Geruch erklärlich durch die Anwesenheit eines Weinfäßchens in der Kanzlei. Auf Geheiß des Expeditors mußte das Fäßchen vom Bureaudiener weggeschafft werden, und bei dieser Gelegenheit entdeckte man, daß das Fäßlein arg schwappelte, der Inhalt sehr reduziert worden sein mußte. Einen Verdacht, das Weinmanko verursacht zu haben, wollten die Beamten nun nicht aufkommen lassen, der Expeditor konstatierte den Tatbefund in einem Protokoll, welches der Amtsdiener als Zeuge mitunterfertigte. Zugleich wurde eine Kopie der Tatschrift an den Offizial Mähdler gesendet mit der Aufforderung, die Recherchen nach dem Weindieb gefälligst persönlich vornehmen zu wollen.

Kaum war das Schreiben an Mähdler abgesendet, kam der liebenswürdige Zollinspektor in das Betriebsbureau, um zu fragen, warum das Fäßel Wein nicht zur Verzollung geschickt worden sei. Über die Tatsache eines so bedeutenden Mankos am Faßinhalt wunderte sich gleich den Bahnbeamten auch der Zollinspektor, es erschien allen ein Diebstahl in einer Amtskanzlei als unerklärliche Frechheit. Wie ein Lauffeuer, oder so schnell wie die Kunde einer allgemeinen Beamtengehalts-Aufbesserung, verbreitete sich die Nachricht vom Diebstahl in allen Bureaus des Grenzbahnhofes, und somit erhielt auch der Polizeikommissär davon Kenntnis, der sogleich die Jagd nach dem Weindieb aufnahm und zunächst recherchierte, ob an diesem sonnigen Morgen irgend ein Bahnbediensteter einen Katzenjammer hatte. Im besonderen Maße war das aber nicht zu konstatieren; Leute mit absolviertem Nachtdienst, waren, sofern sie sich noch nicht zum Schlafen niedergelegt hatten, allerdings übernächtig, doch nicht in jenem Stadium, welches ein starker Weinkonsum hätte unbedingt hervorrufen müssen.

Ein schwacher Verdacht bestand bei einem

Rangiergehilfen, der zugestandenermaßen um Morgengrauen Alkohol zu sich genommen habe, jedoch ließ sich hinterdrein beweisen, daß der Mann Kranewittschnaps, nicht Wein getrunken hatte.

Je rätselhafter der Fall sich gestaltete, um so hitziger wurde der Polizeikommissär, welcher nun das Fäßlein von außen untersuchte, um Bohrlöcher zu finden. Nichts zu sehen. Die Korke im Spund, unten und oben, sind unversehrt, stecken normal, die Eisenreife sitzen ordnungsgemäß. Es bleibt unerklärlich, wie dem Fasse der Inhalt entnommen werden konnte. Daß dies aber geschehen ist, beweist das Schwappeln und Glucksen des Weinrestes im stark geleerten Fasse. Auch sind Rotweinspuren am Fußboden vorhanden, es hat somit eine Abfüllung im Betriebsbureau stattgefunden. Die Frechheit dieses Diebstahls schreit zum Himmel und fordert Rache.

Im Sinnen und Forschen kam dem Polizeikommissär wohl der Gedanke, ob nicht etwa Offizial Mähdler selbst, im Übermaße des Nachtdienstdurstes, am eigenen Weinfaß sich vergriffen haben könnte: man weiß, daß Mähdler dem tiroler Rötel nicht eben feind ist. Aber im Dienst

ist die Vertilgung eines so großen Weinquantums doch undenkbar.

Der Kommissär las den Eichvermerk am Fäßlein ab: zehn Liter Inhalt. Nunmehr muß konstatiert werden, wieviel Wein noch im Fäßel ist. Unterstützt von dem Schenkkellner der Bahnrestauration füllte der Polizeibeamte das Fäßlein völlig ab, es waren noch knapp vier Liter Wein vorhanden. Also hat der Dieb rund sechs Liter Rotwein dem Faß entnommen und zweifellos in einem großen Gefäß weggeschleppt. Ein Austrinken von sechs Litern Wein ist undenkbar, müßte einen Rausch erzielt haben, der unbedingt von Bahnmenschen bemerkt worden sein müßte.

Über den rätselhaften Diebstahl kann somit nur Offizial Mähdler selbst Auskunft geben; der Offizial war im Nachtdienst, er muß, selbst wenn er zeitweise schlief, wenigstens ein Geräusch wahrgenommen haben. Den Beamten jetzt am Vormittag im redlich verdienten Schlaf nach hartem Nachtdienst zu stören, wäre eine Grausamkeit. Also beschloß der Polizeikommissär, Herrn Mähdler erst nach Tisch zu vernehmen.

Erquickt und forellenmunter erschien Mähdler

am Nachmittag im Bureau, um den aus Vergeßlichkeit zurückgelassenen Spazierstock zu holen. Vom Jourbeamten erfuhr Mähdler die interessante Kunde vom rätselhaften Weindiebstahl, und eben wollte der Offizial den Mund zu einer Mitteilung seiner Meinung öffnen, da tauchte auch schon der pflichteifrige Polizeikommissär im Bureau auf und begann sogleich die Vernehmung, indem er es als unmöglich bezeichnete, daß der Dieb die fehlenden sechs Liter Wein an Ort und Stelle, also im Bureau ausgetrunken haben könne.

Offizial Mähdler gab nun selbst zu, daß das Quantum von sechs Litern etwas viel sei; bezüglich des Diebstahls aber erklärte er, gar nichts zu wissen und auch nichts wahrgenommen zu haben.

Infolge dieser bestimmten Erklärung dehnte der Polizeikommissär die Recherchen auf die Leute aus, welche dienstlich in der Nacht im Betriebsbureau zu tun hatten, also auf den Stationsmeister, einen Rangierer und einen Revisionsaufseher. Hierüber vernommen, protestierten diese Männer mit Entrüstung gegen die Zumutung, einen Diebstahl an Wein verübt zu haben, und

erklärten auf Diensteid, daß sie während ihrer kurzen Anwesenheit im Betriebsbureau nichts wahrgenommen hätten, lediglich einen starken Weingeruch.

Zum Offizial Mähdler gewendet, fragte der Polizeikommissär: „Haben Sie während des Nachtdienstes Wein getrunken?"

„Ja!"

„Wieviel?"

„Aber ich bitte!"

„Ich will nur beiläufig das Quantum wissen, um ermessen zu können, ob der von den anderen Beamten wahrgenommene Weingeruch auf Konto des Diebstahles oder auf das von Ihnen konsumierte Weinquantum zu setzen ist!"

„Hm! Etliche Viertele Rötel werden es schon gewesen sein!"

„Bitte, geben Sie annähernd die Zahl der Viertele an!"

„Das kann ich nicht, ich müßte erst den Zahlkellner der Restauration fragen, wieviel ich schuldig bin!"

„Ließen Sie den Bedarf für die Zeit des Nachtdienstes aus der Restauration holen?"

„Ja!“

„Von wem?“

„Der Kellner brachte mir den Wein bis —!“

„Bis?“

„Bis zum Restaurationsschluß.“

„Haben Sie dann bis zur Ablösung im Dienst Wasser getrunken?“

„Aber bitte: ich und Wasser trinken!“

„Was haben Sie dann getrunken?“

„Das gehört doch nicht zur Sache!“

„Sehr sogar! Der rätselhafte Diebstahl muß aufgeklärt werden! Ich muß auf Beantwortung meiner Fragen bestehen, ich bin dienstlich hier, beachten Sie das!“

„Gut, schicken Sie die Leute weg!“

„Warum?“

„Weil ich — notgedrungen — Ihnen nur unter vier Augen die gewünschte Aufklärung geben kann!“

„Bon!“ Der Kommissär trat mit dem Offizial in ein leeres Nebenzimmer, und ersuchte um Aufklärung des rätselhaften Falles.

Zögernd gestand Mähdler nun, daß er, vom Durst geplagt, sein eigenes Faßel am oberen Spund

angezapft und mittelst eines Schlauches den Wein herausgesogen habe.

„Sechs Liter!“ stammelte überrascht der Kommissär.

„Wieviel es gewesen, weiß ich nicht! Der Durst war fürchterlich!“

„Alle Achtung! Und dann?“

„Habe ich in der Früh einen anderen Kork ins Spundloch gegeben, und bin müde und schläfrig heimgegangen. Der Teufel hole die neugierigen Leute und die Zöllner!“

Der Fall war aufgeklärt. Für den Spott brauchte der durstige Offizial nicht zu sorgen, denn die Geschichte konnte kein Geheimnis bleiben, weil der Weinschlauch im Papierkorb des Betriebsbureaus gefunden und sein Zweck richtig gedeutet wurde. Die Verzollung des Fäßleins schier ausgetrunkenen Weines war unmöglich!



Der Sarner Toncle.

Eines der landschaftlich interessantesten Täler Tirols ist das Sarntal, das sich am Fuße des steil abstürzenden Felskegels, der die altberühmte Veste Runkelstein trägt, nördlich zieht, und durch seine wildromantischen Partien, durch eine gigantische Schlucht, das vielbesuchte Wanderziel von Malern und Touristen geworden ist. Mühsam sucht die tosende weißschäumende Talfer den Weg durch die Felswildnis hinaus nach Bozen, vorbei an alten Burgen und Schlössern mit ihren mittelalterlichen Erinnerungen. Alle Reize des Hochgebirges drängen sich im untern Teile des Sarntals zusammen: wildgeformte Felsen, efeuumsponnene Wände, rauschende Sturzbäche, schwindelerregende Brücken, Burgruinen, ernst aufragende Türme aus grauer Vorzeit, Tobel an Tobel, und

dann wieder lachendes Grün üppiger Wiesen, Gotteshäuser auf Felskegeln luftig hingebaut, wildschöne Einschnitte in die Porphyrformation: die richtige Bergromantik mit all ihrem Zauber und ihren Schrecken, wenn die Wut der Elemente entfacht ist und der südliche Himmel seine verderbenbringenden Schleusen öffnet. Der Wanderer stößt vielfach auf alte Erinnerungen in diesem herrlichen Tal; im idyllischen Dorf Sarnthein soll Äneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., wohlbestallter Pfarrer gewesen sein, der 1450 die dörfliche Pfründe mit der Mitra von Siena vertauschte und acht Jahre später auf dem heiligen Stuhl zu Rom das durch die Konzilbeschlüsse zu Basel erschütterte päpstliche Ansehen wieder zu befestigen versuchte. Die Erinnerung an den Sarner Pfarrer-Papst hat die Bevölkerung ebenso wenig abgehalten, im 16. Jahrhundert sich den Wiedertäufern anzuschließen, als die Justifizierung des Irscher Bauern, der für die neue Lehre den Tod durch das Rad erlitt. Wie der Sarner Volksmund erzählt, ist Andreas Hofer durchaus nicht in Mantua erschossen worden, er lebt vielmehr in der sogenannten Sarner Scharte

und wird wiederkommen, wenn es mit Österreich soweit gekommen sein wird, daß der Kaiser mit seinen letzten zwei Soldaten durch den Kuntersweg hereinzieht, geschlagen von den Welschen!

Die Sarner Männerwelt wird gerühmt ob ihrer Größe, Stattlichkeit und der schlagfertigen Zunge wegen. Mundfaul sind die Sarner keineswegs, das hat im Jahre 1893 eine Sarner Deputation sogar dem Kaiser zu Innsbruck gegenüber bewiesen, als die herkulischen Sendboten um einen Staatszuschuß zum Bau der 1891 durch einen furchtbaren Wolkenbruch verwüsteten Straße baten. Der Monarch betrachtete sich die strammen Sarner wohlgefällig und riet ihnen, die Bitte schriftlich einzubringen. Der Sprecher der Deputation das hören, auf den Kaiser zugehen und sagen: „Sell hun i schon im Sack, Herr Koaser!" war eins, und ehe der überraschte Monarch noch aufgucken konnte, hatte der Sarner ihm das Bittgesuch schon urkräftig in die Hände gedrückt.

Der berühmteste Sarner ist jedoch der Tonele, der Wirt am Zoll im Sarntal, Anton Pircher von Sand, der schweigsame, originelle Alte, der viele Jahre am Zoll hauste und ein

Kauz sondergleichen geworden war. Wenn jeder Tiroler Wirt es gerne sieht, daß Gäste den vorgesetzten Rötel vertilgen, je mehr desto besser, der Tonele hielt es anders. Wohl verabreichte er jedem zusprechenden Gast einen Halbliter Wein gegen Barzahlung, doch keinen Tropfen mehr! Und das Motiv? Der hochoriginelle Alte wollte jeglichem Unglück vorbeugen; nach seiner Ansicht ist der Marsch durch die Schlucht längs der wilden Talfer mit unsichern Beinen und weinschwerem Kopf lebensgefährlich, und Tonele wollte keine Schuld an solchem Unglück haben. Nach seiner Auffassung kann jeder wohl eine Halbe Wein „derpacken", ohne betrunken zu werden, mehr jedoch sei vom Übel und wurde unter keinen Umständen verabreicht. Möglicherweise spielte hierein auch der Umstand, daß Toneles Weib bei Lebzeiten dem Rebensaft nicht feindlich gesinnt gewesen ist.

Als wegen des Straßenbaues im Sarntal eine Kommission von Bozen auch ins Zollwirtshaus kam, und einige Beamte ziemlich herrisch vom Tonele Wein verlangten, paffte der Kauz ruhig an seinem kurzstieligen Meraner Pfeifchen

weiter, verzog aber keine Miene und ließ die Herren völlig unbeachtet. Immer dringender wurde Wein und Atzung verlangt, ja dem Alten scharf befohlen, aufzutragen, was sich vorfinde in Küche und Keller. Tonele betrachtete sich den Chef der Kommission, doch rührte er sich nicht, und rauchte gelassen weiter. Die Situation ward geradezu kritisch, da verfiel einer der Beamten auf den richtigen Gedanken, den Tonele um Wein und Atzung zu — ersuchen, statt zu fordern, und augenblicklich war Tonele jetzt dazu bereit. Jeder der Herren bekam seinen Halbliter Wein und eine getrocknete Wurst, nur der Chef erhielt nichts. Wütend brauste dieser auf, drohte mit Anzeige, Konzessionsentzug und dergleichen. Tonele aber blieb steinruhig und sagte dem gestrengen Herrn gelassen ins Gesicht: „Tu, was du magst, du kriegst nix!“ Alles Zureden blieb vergeblich und der Kommissionschef weinlos.

Noch schöner ward die Situation indes, als die Kronprinzessin-Witwe einmal auch ins romantische Sarntal kam und mit ihrer Begleitung bei Tonele um Wein und Brot vorsprach. Weil darum höflich ersucht wurde, brachte Tonele

bereitwillig, doch wie immer wortkarg das Gewünschte, für die Erzherzogin genau so einen Halbliter wie für die Hofdamen und den begleitenden Kavalier. Der lachenden Mundes vorgebrachte Protest über das zu große Quantum hatte nicht die geringste Wirkung, Tonele erklärte im schönsten Sarner Deutsch, daß die Weibets die Halbe schon „derpacken" würden, mehr gäbe es auf keinen Fall. Auf die Mitteilung des Hoflakaien, daß die blonde Dame die Kronprinzessin-Witwe sei, reagierte Tonele absolut nicht, dampfte aus seiner Pfeife ruhig weiter, bis die hohe Frau zu zahlen wünschte. Sie reichte dem Alten eine Fünfgulden-Note mit dem Bemerken, daß er den Rest für sich behalten könne.

Gelassen, aber sehr bestimmt verweigerte Tonele die Annahme des Geldgeschenkes, berechnete die Zeche altgewohnt wie für jedermann und zählte den Rest auf den Tisch mit den Worten: „I dank für die Zech — kauf dir a ganzes Kload!"

Erst ob dieser Äußerung verdutzt, lachte sowohl die hohe Frau wie ihre Begleitung herzlich über diese Mahnung des Tonele, der das en coeur

ausgeschnittene Kleid der hohen Frau für einen — Stoffmangel gehalten hatte.

Lange Jahre lebte Tonele in der felsenfesten Überzeugung, daß die hohe Frau kein „gescheites“ Kleid zum anziehen habe; halsstarrig blieb er auch bei seinem Prinzip, Gästen jeweils nur eine Halbe Wein zu verabreichen, er wurde schließlich mit diesem, im Zeichen des hochentwickelten Verkehrs sehr drolligen Prinzip begraben.



Der Wartbote.

Möglich ist es, daß in unseren Tagen die Originale ausgestorben sind; vor zwei Dekaden gab es deren noch in der Verwaltung wie im Klerus Bayerns und in den österreichischen Alpenländern, drollige Käuze und dazu tüchtige Beamte, deren Schrullen weder den Dienst, noch die Bewohnerschaft des Bezirkes und Pfarrsprengels schädigten, und viel belacht wurden.

Irgendwo im Gebirge lebte ein würdiger Pfarrherr hochverehrt von seinen Pfarrangehörigen, ein wackerer Priester und Helfer in allen Nöten, der Vater seiner Gemeinde mit allzeit mildtätiger Hand, die „gute Stund" selber bis auf die dienstliche Korrespondenz mit dem Bezirksamt. Pfarrer Müller, so wollen wir ihn nennen, hatte die Schrulle, dienstliche Briefe des Bezirksamtes längere Zeit uneröffnet ablagern zu lassen. Ur=

sache dieser Gepflogenheit war der damalige Bezirksamtsassessor, welcher dem Pfarrer amtliche Zuschriften wiederholt zu anderer Bearbeitung in Inhalt und Form zurückgeschickt hatte. Diese „Krebs"sendungen mit „Nasen" (Rüffel) garniert, machten den braven Pfarrer ängstlich in der Behandlung amtlicher Schreiben, und bockbeinig aus dem Grunde, weil wegen Lappalien und Formelkram ihm eine schauerliche Vielschreiberei zugemutet ward. Ein Original seinem Wesen nach, ließ der gute Pfarrherr die Dienstschreiben des Bezirksamtes also ablagern im geschlossenen Zustande. Drängelte nach Umfluß einiger Wochen die Verwaltungsbehörde, so freute sich Müller über den Einlauf des Amtsschreibens, dessen Inhalt unschwer erraten werden konnte, doch geöffnet wurde auch dieser, schon durch den Aufdruck am Umschlag als Amtssache erkennbare Brief nicht. Es häuften sich die Zuschriften, welche der Pfarrer vergnügt in einer ad hoc freigemachten Schublade aufbewahrte, in aller Ruhe abwartend, bis gelegentlich der Amtmann selbst kommen und auf Vorhalt den Schikanen seines Assessors ein wohltätig Ende bereiten würde.

Gelegentlich einer Inspektionsreise kam der Amtmann richtig auch in das Bergdorf und in den als gastfreundliche Stätte bekannten Pfarrhof. Noch vor dem ersten Schluck des bereitwillig gegebenen „Pfälzers" aus guter Deidesheimer Lage, fragte der Amtmann, seinem Wesen nach ebenfalls ein Original alten Schlages, nach den Gründen der beharrlichen Schweigsamkeit des Pfarramtes, über welche der Assessor bewegliche Klage führe.

Schmunzelnd versicherte der wackere Pfarrer, daß er seit reichlich dreißig Jahren majorenn sei, und sich brieflich nicht rüffeln lasse wegen lächerlicher Kleinigkeiten in Stil und Form. Böswillige Absichten lägen sonst seinerseits nicht vor, und zur pflichtgemäßen Arbeitserledigung sei das Pfarramt nach wie vor bereit.

Der Amtmann schwieg einige Zeit und prüfte den „Pfälzer" mit dem vollen Verständnis des Kenners. Dann meinte der alte Beamte, es möge der Pfarrer in seiner Gegenwart die Hauptsache erledigen, damit die Angelegenheit in Ordnung gebracht werde. Bedächtig öffnete der Amtmann alle Dienstschreiben, die in der Folge wirklich nur Rüffel und Drängelei in einer einzigen unbeden-

tenden Sache enthielten. Mit einigen Zeilen war die Dienstangelegenheit selbst erledigt, und der Beamte befriedigt.

Bei der zweiten Flasche „Deidesheimer" bat dann der Pfarrer um Remedur und Schutz gegen die brieflichen Schikanen des zweifellos noch recht jungen Assessors.

Zur Antwort gab der alte Amtmann in salomonischer Weisheit nur ein einziges Wort: „Selbsthilfe"! Keine Silbe mehr, trotz der Bitten um Belehrung über die Bedeutung dieses Wortes. Und auch beim Abschied vom lieben alten Pfarrer sagte der Beamte nur: „Hilf dir selber, lieber Freund!"

Tagelang sann Müller nach, wie das mit der Selbsthilfe gemeint sein könne. Vergebliche Mühe.

Nach Umfluß einiger Wochen kam wieder ein Dienstschreiben des Bezirksamtes, kenntlich am Impressum. Der Pfarrer überlegte lange, schließlich ließ er auch diese Zuschrift uneröffnet, er will abwarten, was aus beharrlicher Schweigsamkeit erwächst und ob er selbst auf das Mittel einer Selbsthilfe kommen kann.

Prompt nach Ablauf von vierzehn Tagen

kam ein weiteres Dienstschreiben; zweifellos die Mahnung zur sofortigen Erledigung, die aber Müller nicht betätigte. Nach Umfluß von acht Tagen lief abermals ein Schreiben der Verwaltungsbehörde ein, das gleichfalls uneröffnet blieb. Dann ein „eingeschriebener“ (rekommandierter) Dienstbrief, dessen Empfang der Pfarrer der Postbehörde bestätigen mußte. Auch dieser Brief ward zu den übrigen Dienstschreiben uneröffnet gelegt.

Eine weitere Woche verging. Eines Tages erschien im Pfarrhof der Kanzleidiener des Bezirksamtes im Auftrag des Herrn Assessors und stellte sich als Wartbote vor, der auftragsgemäß so lange auf Kosten des Herrn Pfarrers zu warten habe, bis das vom Bezirksamt eingeforderte Aktenstück erledigt und dem Wartboten eingehändigt sei.

Vorsichtig fragte Müller, ob der Amtmann oder der Assessor ihm den kostspieligen Besuch ins Haus geschickt habe.

Gefällig und sich auf die Tagesgebühr von sechs Silberlingen freuend, versicherte der Wartbote, daß er im Auftrag des Assessors hier sei, und daß der Herr Bezirksamtmann den Herrn Pfarrer mit besten Grüßen an das beim letzten

Besuch gebrauchte Wort erinnern lasse. Müller erinnerte sich sofort daran, es ging ihm ein Licht auf, das immer heller wurde. Mit gewinnender Freundlichkeit wies der Pfarrer seinem Strafboten ein Zimmer im Widum an, Müller sorgte für ausgiebige Bewirtung, ließ den Kanzleidiener am eigenen Tische mitessen, und zahlte dem Wartboten an jedem Abend die Strafsumme von sechs Silberlingen prompt aus. Die Dienstschreiben blieben aber nach wie vor uneröffnet.

Drei Tage lebte der Wartbote seelenvergnügt im Pfarrhof; ein besseres Leben hatte er nie gehabt. Pflichtgemäß mußte der Mann allerdings den Herrn Pfarrer täglich erinnern, daß der Akt erledigt werden müsse. Privatim fügte der Wartbote aber bei, daß er ganz gern noch einige Tage auf die Erledigung warten wolle.

„Ich auch!" meinte der Pfarrer, und zahlte den Strafbetrag ruhig weiter.

Am fünften Tage aber erschien der Hilfsbote des Bezirksamtes im Auftrag des Assessors, und brachte dem Herrn Pfarrer die mündliche Bitte, es möge der Pfarrer so freundlich sein, und den — Wartboten zurückschicken!

Das geschah, und Müller wußte jetzt, was der Freund Amtmann mit der „Selbsthilfe“ gemeint hatte.

Ein Privatbrief vom Amtmann meldete dem Pfarrer, daß der Assessor bereits kuriert sei und künftig keine überflüssigen Scherereien verursachen werde. Der Pfarrer möge also pro futuro die Zuschriften öffnen und nach bestem Ermessen erledigen.

Das geschah denn auch; mit dem Opfer von dreißig Märklein hatte sich der Pfarrer seine Ruhe erkauft, dem Drängler und Peiniger jegliche Schikane abgewöhnt, es hatte gewirkt der zurückbehaltene — Wartbote.



Liebe Freunde.

Die „Sachsengängerei" zur Ferienzeit nach Tirol ist bekannt und ein gewichtiger Faktor im Erwerbsleben unserer Bergwirte und Hoteliers geworden. Nicht minder pflegen die Berliner die Bergwelt aufzusuchen, und ich weiß tatsächlich keinen Ort mehr in Tirol, wohin Berliner Touristen den Weg noch nicht gefunden hätten. Aber auch die Thüringer beginnen, Bergfahrten zu unternehmen. Wie es einer Familie aus dem schönen Thüringen auf der ersten Reise durch Tirol erging, das will ich nachstehend wahrhaftiglich erzählen.

Herr Fröhlich war seines Zeichens Fabrikant irgendwo in Thüringen, ein fleißiger Mann, sparsam, ein Feind unnützer Ausgaben, durchglüht von Begeisterung für die ihm unbekannte Berg-

welt. Gute liebe Freunde hatten Winters über nicht genug über die Herrlichkeit der Dolomiten zu erzählen gewußt und schließlich einen prächtigen Reiseplan durch Tirol schriftlich fein säuberlich entworfen, der angenommen wurde. Bedingung war Sparsamkeit, billige Hotels, Vermeidung von überflüssigem Luxus; das hatten die lieben Freunde fest versprochen.

Es kam der Tag der Abreise. Die Familie Fröhlich war ausgerüstet mit dem allernötigsten Handgepäck und Rundreiseheften dritter Klasse. Beim Abschied im Bahnhofe meinten die Freunde freilich, in dritter Klasse reise es sich in Tirol übel; doch müsse der Herr Fröhlich die Folgen seiner Sparsamkeit tragen. Knapp vor Abfahrt des Zuges eilte einer der Freunde noch rasch zum Bahnpostwagen und warf eine Postkarte, wie er sagte geschäftlichen Inhaltes, in den Dienstwagen.

Eine lange Nachtfahrt auf Holzbänken, und am Vormittag war München erreicht. Familie Fröhlich stieg laut Reiseplan im Hotel „Bayerischer Hof" ab und wurde, weil die Hochsaison in Blüte war, mittelst Lift ins höchste Stockwerk befördert. Herr Fröhlich merkte zu seinem Schrecken, daß

die Freunde ihm ein Hotel ersten Ranges empfohlen hatten. Na, man hilft sich, indem man da bloß übernachtet, doch nichts verzehrt. Die „Billigkeit“ Münchens soll die hohen Zimmerpreise wettmachen. Die Familie mietete dann einen Wagen und besichtigte die Sehenswürdigkeiten der bayerischen Residenz. Am Abend zurückgekehrt, fragte Herr Fröhlich den Portier des Hotels nach etwaig eingelaufenen Briefen unter dem Namen „Fröhlich“.

Ein Riß an der Hotelglocke, ein Ruf, und eine Schar Kellner entwickelte eine affenartige Behendigkeit, um der Familie Fröhlich Schirme, Bädeker und was sonst tragbar war, abzunehmen. Auf silberner Platte überreichte der Hoteldirektor Herrn Fröhlich eine eingelaufene Postkarte und bat in beweglichen Worten um Entschuldigung, daß dem Herrn Kommerzienrat eine Wohnung im vierten Stockwerk angewiesen worden sei.

Fröhlichs staunten ob der Ernennung zum Kommerzienrat und hatten Mühe, die Appartements im vierten Stock zu behalten, denn der Hoteldirektor wollte die Familie standesgemäß im ersten Stockwerk unterbringen. Alles drehte sich

um den „Herrn Kommerzienrat". Herr Fröhlich sehnte sich nach Befreiung, die am nächsten Morgen der Postzug nach Tirol bringen wird. Es war ein Loskauf, wie zu mittelalterlicher Zeit, Fröhlich mußte Trinkgelder geben, daß ihm die Augen tropften.

Zum Postzug drängte alles, auch Fröhlichs wimmelten mit, nicht gerade erbaut über die Unmasse Menschen, die alle auch nach Tirol reisen wollen. Herr Fröhlich suchte den Hoteldiener, der das Handgepäck trug und eben in Unterhandlung mit dem Kondukteur stand wegen Reservierung eines Coupés erster Klasse für den Herrn Kommerzienrat Fröhlich. Endlich fand Herr Fröhlich seinen Mann und beauftragte ihn, das Gepäck zum Wagen zu bringen. Der Hoteldiener war Urbajuvare, der beim Anblick der Holzbänke dritter Klasse erstaunt ausrief: „Was, Sie wollen a Kommerzienrat sein? Ah, da legst dich nieder!"

Die Gepäckstücke warf der Mann schlankweg in den Wagen, steckte das Markl ein, und entfernte sich unter saftigen Bemerkungen über gewisse Kommerzienräte.

Frau Fröhlich jammerte auf der Fahrt zur

Landesgrenze über die Derbheit der Bajuvaren, Herr Fröhlich aber ärgerte sich über die Freunde, die ihm durch die nachgejagte Postkarte mit dem eigenmächtig verliehenen Titel die Blamage in München eingebracht hatten. Der Fall mahnt zur Vorsicht in jeder Beziehung.

Am Achensee in der Pertisau wurde erste Station in Tirol gemacht, und das empfohlene Hotel mißtrauisch zuerst betrachtet, ehe es betreten wurde. Aber nein: ein ersichtlich bürgerliches Haus! Fröhlichs atmeten auf und fühlten sich wohl, bis Herr Fröhlich nach eingelaufener Post fragte. Wieder eine Postkarte an Herrn Geheimen Kommerzienrat Fröhlich, des Inhalts, daß die zwei Araberhengste vom Herrn Landwirtschaftsminister um viertausend Mark gekauft seien und der Gestütsdirektor Herrn Geheimen Kommerzienrat um Anweisung bitte, ob der Viererzug vom Grafen Henckel erworben werden solle.

Fröhlichs erblaßten bei der Lektüre dieser Postkarte, und waren Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit. Sogar der Fischer des Hotels äußerte mit unverkennbarem Stolz, daß man seit langem keine so reiche und vornehme Familie im

Hause gehabt habe. Er, der Geheimrat, muß ein großes „Viech“ sein, weil er zwei Araberhengste um viertausend Mark verkauft.

Die Forellen wollten der Familie nicht munden, es war ihr alles vergällt aus Angst vor der Hotelrechnung, die am Abend, fein säuberlich geschrieben, dem Herrn Geheimrat präsentiert wurde und alle Befürchtungen übertraf.

In Innsbruck neue Überraschung: die Freunde haben Fröhlichs an das allerbeste Hotel verwiesen. Zum Ausreißen war es zu spät, die Kellner ließen die Familie nicht mehr aus dem Hause. Aber Herr Fröhlich war gewitzigt, er fragte diesmal nicht nach der eingelaufenen Post, sondern studierte die im Glaskasten des Concierge ausgestellten Briefe, von denen einer wahrhaftig seinen Namen trägt. Sollte geschäftlich zu Hause etwas vorgefallen sein? Es ist ein Brief, ersichtlich in einem Geschäftsumschlag, also kein Freundesulk. Der Portier gab den Brief heraus und erwies eine Reverenz, wie sie sonst vor Hoheiten dargebracht wird. Herr Fröhlich war einer Ohnmacht nahe; der Brief trägt das eingedruckte Impressum: „Von der Verwaltung der Fröhlichschen Schmirgel-

gruben" und ist an den Wirklichen Geheimrat Ritter von Fröhlich adressiert.

Fluchtartig, unter Verzicht auf die Sehenswürdigkeiten Innsbrucks, reiste die Familie noch am gleichen Tage mit dem nächsten Bummelzuge nach Toblach ab. Wie gerädert langte man am nächsten Morgen in der Hauptstation des Pustertales an, und erstarrte beim Anblick des eleganten Hotels. Für die Dolomitenzacken und die großartige Umgebung hatten Fröhlichs keinen Blick mehr übrig. Das mindeste der Hotels wurde gewählt, der Freundesrat im Reiseplan ignoriert. Herr Fröhlich schickte vorsichtshalber diesmal seinen Jungen zur Post, um nachfragen zu lassen. Für Toblach war postlagernde Adresse verabredet gewesen. Der Bub kam alsbald zurück und meldete, es sei ein Paket da, belastet mit Zollgebühren im Betrage von achtzig Kreuzer. Verwundert gab Herr Fröhlich dem Knaben die kleine Summe für Auslösung des Paketes, und eine Viertelstunde später war Papa im Besitze der ihm von Freundeshand nachgeschickten heimatlichen Thüringer Klöße, die freilich auf der langen Fahrt bereits etwas gelitten hatten und nicht mehr frisch waren.

In Schluderbach mußte das angegebene Hotel bezogen werden, weil anderswo keine Unterkunft zu haben war. Aber wie wurde die Familie behandelt! Der Wirt war alles, nur nicht höflich, und forderte Ersatz der ausgelegten Kosten für das Fäßlein Bier, adressiert an Herrn Fröhlich aus Thüringen. Schier zehn Gulden für den zu Hause immer verachteten, nachgewanderten und zweifellos verdorbenen Gerstensaft! Der Freundeswitz fängt an, unheimlich zu werden; es muß ein Entschluß gefaßt werden. So kann es nicht fortgehen, die Reise wächst sich zu einer Kette von Verdrießlichkeiten aus.

Fröhlichs verzichteten auf die Dolomitenherrlichkeit, machten Kehrt und fuhren über den Brenner zurück ins Salzburgische. Damit war die Spur verwischt. Mag in den tirolischen Hotels lagern, was will, es soll ewig unbehoben bleiben.

Fröhlich reiste auf der Giselabahn in bürgerlicher Einfachheit, konnte aber bereits in Saalfelden nicht verhindern, daß man ihn mit „Herr von Fröhlich" ansprach. Die Familie freute sich über diese Rangerhöhung aus übertriebener Höflichkeit, und Fröhlich schrieb sich ins Fremdenbuch

des Hotels in Zell am See ein: „von Fröhlich, Fabrikbesitzer aus Thüringen". Sofort wurde er als „Herr Baron" angesprochen und behandelt. In der Rechnung für „Herrn Baron Fröhlich samt Familie" fehlte lediglich die Tarifierung der Aussicht auf den See, sonst war alles gewissenhaft berechnet.

Inzwischen begann es auf Salzburger Art in Schnürln zu regnen, und Familie Fröhlich reiste traurig über Salzburg—München—Coburg heim.

Zu Hause sollte Herr Fröhlich Gelegenheit zur Rache bekommen.

Nach Umlauf der Reisesaison kamen aus den verschiedenen Tiroler Hotels die Briefe und Pakete unter Strafgebühren für die Zollbehandlung und Rücksendung wieder in das thüringische Städtchen. Herr Fröhlich verweigerte die Annahme und nannte die Namen der Aufgeber. Die mußten nun mit sauerer Miene das Portemonnaie öffnen und bezahlen.

Fröhlichs haben hoch und teuer versichert, niemals wieder nach Tirol zu fahren, weshalb sie übers Jahr am — Brenner sommerfrischelten, allerdings ohne einen Reiseplan von Freundeshand.

Redensarten im Gebirg.

Bekanntlich hat der vom Norden ins bayerische Gebirg oder in die deutsch-österreichischen Alpen kommende Deutsche in den ersten Tagen seine liebe Not, sich mit den Gebirglern zu verständigen. Die Gutturaltöne, der rauhe Dialekt klingen für das niederdeutsche Ohr sehr schwer verständlich, und es bedarf längerer Übung und großer Aufmerksamkeit, bis der Norddeutsche in die Geheimnisse der Alpensprache einigermaßen eingedrungen ist. Dann freilich steigert sich noch der Reiz der Bergwelt, die sprachliche Entschleierung seltsamer Wortbildungen und Namen fesselt und weckt das Interesse. Umgekehrt wird der Gebirgler hochdeutsch verstehen, wenn es ihm langsam vorgesprochen wird. Überraschend ist aber die Tatsache, daß die Gebirgler im eigenen

Heimatlande nicht verstanden werden, und zwar dann, wenn die Burschen zum Militär einrücken müssen, und der erste Drillmeister in der Kaserne nicht selbst ein Sohn der Berge ist. Manche Redensart, manch gemeingebräuchlicher Ausdruck im Gebirglermunde ist an sich völlig harmlos, für den Kenner auf den ersten Blick in der Bedeutung richtig erfaßbar, und dennoch finden solche Ausdrücke immer eine andere Deutung, die für den Rekruten insbesondere oft recht böse Folgen hat.

Ich erinnere mich in dieser Beziehung an einen ebenso interessanten wie bezeichnenden Vorfall auf einem Exerzierplatze bei Salzburg. Dort hatten junge Dragoner — das Regiment steht jetzt in Wiener-Neustadt — die erste Reitübung über ein Hindernis zu vollführen, und wie immer und überall zeigte diese Übung die gleichen Schwierigkeiten bei „schwachen" Reitern hinsichtlich der Zügelführung und Schenkelhilfen, bei Gebirglern in vermehrter Weise, verbunden mit größter körperlicher Anstrengung. Gar mancher Sohn der Alpenwelt hat in der buckligen Heimat die größten Strapazen spielend bewältigt; doch auf dem Rücken eines ungebärdigen Schwadronganles zeigt sich

der Gebirgler durchaus nicht als strammer gelenkiger Bursch, bis eben die erste Anfängerschaft des Kavalleristen überwunden ist. Zum Heimweh gesellt sich das berüchtigte „Reitweh“, dem die Drillmeister dadurch steuern, daß sie den schier gelähmten Rekruten immer wieder in den Sattel zwingen. Das geht auch nicht anders, und schließlich ist es auch das beste Mittel, immer den jugendlichen Körper des Rekruten vorausgesetzt.

Bei den Springübungen fiel mir ein Dragoner auf, dem völlige Erschöpfung vom Gesicht abzulesen war. Offenbar aus Angst vor Strafe zwang der Rekrut sich, das menschenmöglichste zu leisten, wiewohl er sich vor Überanstrengung und Erschöpfung kaum mehr im Sattel zu halten vermochte. Das scharfe Kommando des Wachtmeisters, der ein Deutschböhme zu sein schien, trieb die Dragoner vorwärts, und die lange Manegepeitsche tat ein übriges. Knapp vor dem Hindernis erscholl stets das Kommando: „Zügel Luft!“, und nun soll a tempo der Reiter zum Sprung mit dem Zügel nachlassen, Schenkelhilfe durch Druck geben, das Hindernis im Sprung nehmen und im selben Augenblick, da die Vorderfüße des Pferdes

den jenseitigen Boden berühren, die Zügel straff, doch nicht zu stark auf Kandare, wieder anziehen, um einem Sturz des Pferdes vorzubeugen. Eine einfache Sache für den geschulten, geübten Reiter, eine zur Verzweiflung treibende Übung aber für den Anfangskavalleristen auf bockendem Gaul oder bei unrichtig angewandten Hilfsgriffen.

Mein Gebirgler nahm mehrmals den Anlauf; doch vor dem Hindernis schwenkte der den „schwachen" Reiter fühlende Gaul ab und trieb Possen. Flüche und Peitschenhiebe folgten. Immer wieder mußte der arme, entkräftete Bursch heran. Unwillkürlich rief ich ihm vor dem Hindernis zu: „Drücken! Sporen an!", und mechanisch gehorchte der Rekrut.

Der Gaul flog hinüber und der Dragoner auch, letzterer etwas weiter, und zwar über den Kopf des Gaules hinweg. Ein Unwetter prasselte hernieder, der Wachtmeister fluchte, und der Leutnant schimpfte.

Der Rekrut erhob sich leichenblaß, unverletzt, doch schier ohnmächtig vor Erschöpfung.

„Aufsitzen! Noch mal hinüber!"

Der Bursch — wie ich nachher erfuhr, war

er aus dem Pinzgau — wankte totesmatt auf den Wachtmeister zu und stammelte: „Ich mag nimmer!"

Eine unbeschreibliche Szene folgte diesen Worten, die im echten Pinzgauer Dialekt gesprochen worden waren. Der Wachtmeister gebärdete sich rasend vor Zorn über solch unerhörte Verwegenheit und schien nicht übel Lust zu haben, den Frevler an militärischer Disziplin mit dem Säbel zu Gulasch zusammenhauen zu wollen. Empört über die Äußerung des Rekruten war auch der Leutnant. Der Bursche wurde von anderen Dragonern in den Sattel gehoben, die Peitsche pfiff durch die Luft; doch ohnmächtig, schwer wie ein Bleiklumpen, fiel der Rekrut zu Boden, und der Gaul jagte hinweg. Verwundert betrachtete der Wachtmeister nun den bewußtlosen Dragoner, der Vorgang war ihm neu und unverständlich. Während mit dem Rekruten Wiederbelebungsversuche angestellt wurden — die Übung blieb eingestellt — gestattete ich mir, den Offizier darauf aufmerksam zu machen, daß der Bursche keineswegs etwas Ungehöriges gesagt habe, auch nichts gegen Disziplin ꝛc. sagen wollte.

Der Offizier horchte verwundert auf, und ich erklärte ihm, daß der Pinzgauer Dragoner lediglich melden wollte: „Ich vermag es nimmer“, d. h. ich bin zu erschöpft, unfähig, entkräftet. Die Redensart mit der Abkürzung: „Ich mag (vermag) nimmer“ ist im Salzburgischen Gebirge ganz allgemein üblich, trotzdem aber in den Kasernen nahezu völlig unbekannt. Hoffentlich hat meine damalige Worterklärung den Rekruten vor Strafe bewahrt. — Sehr gangbar ist im bayerischen Gebirg die Redensart: „Das geht mich nichts an“, womit namentlich niedere Staatsdiener, z. B. im Grenzdienst, bei Steuerämtern, Salinenkontrollstellen u. s. w., ihre Kompetenz begrenzen, gewiß aber nichts Ungehöriges sagen wollen. Ohne weitere Beifügung etwa dahingehend, daß die Sache den Beamten einer anderen Kategorie dienstlich anginge, klingt diese Redensart freilich einer Grobheit verteufelt ähnlich, sie kann unter Umständen komische, aber auch sehr fatale Szenen heraufbeschwören.

Dazu ist es auch einmal richtig gekommen, und zwar in einem Salinenorte nahe der Grenze. Der Landesherr besichtigte das Städtchen sowie

die Saline und das ärarische Salzamt. Im letzteren hatte ein Aufseher Dienst, der eine ähnliche Uniform wie jene der Grenzaufseher trug. In der Meinung, einen Grenzbeamten, dem die Bekämpfung des Schmugglerunwesens übertragen sei, vor sich zu haben, sprach der Landesherr den Beamten an und fragte, ob hier in diesem Grenzbezirk viel geschmuggelt werde? Und prompt lautete zu allgemeiner Verblüffung die Antwort nach landesüblicher Gepflogenheit und Redensart: „Das geht mich nichts an!"

Tableau! . . . Der Salinenaufseher wollte lediglich sagen, daß der „Schmuggeldienst" Sache der Grenzaufseher sei. Die Wirkung dieser Redensart kann sich der geneigte Leser unschwer selber ausmalen, ebenso das Gesicht des überraschten Herrschers.

Nicht minder verbreitet ist die Gebirglergewohnheit, bei jeder Gelegenheit die Redensart anzubringen: „Wenn's wahr ist!" — Im Zusammenhang mit der Modifikation der Ereignisse des Unglücksjahres 1886 in Bayern erzielte die Anwendung dieser Redensart in einem Gebirgsorte eine wahrhaft drastische Wirkung, gehoben durch die angefügte Bemerkung des Gemeinde-

vorstehers: „Ja, beschwören kann ich's nicht, ob's wahr ist!" — — Bekanntlich gibt es in entlegenen Hochgebirgsorten heute noch Einödbewohner, die fest daran glauben, Ludwig II. lebe noch und zwar als Flüchtling irgendwo in Tirol oder in der Schweiz.

Die tirolische Redensart: „Werden wir schon machen" birgt eine unnennbare Gemütlichkeit und Gutherzigkeit in sich. Sie wirkte zwerchfellerschütternd, als der Bürgermeister eines Städtchens beim Empfang der verewigten Kaiserin Elisabeth auf deren scherzhafte Bitte, gefälligst auch für besseres Wetter sorgen zu wollen, treuherzig antwortete: „Werden wir schon machen, Majestät!"



Hoteltiere.

Hoteltiere? Was soll damit gemeint sein? Doch nicht der Hofhund, der so manche Offize tirolischer Hotels und Gasthöfe gefährlich macht? Oder Katzen, deren Nachtkonzert dem müden Gast die nötige Ruhe raubt? Oder gar jene braunen Blutsauger?

Nein!

Gemeint sind zwei Tiergattungen, deren Existenz ich vor einigen Jahren in tirolischen Hotels festzustellen in der beneidenswerten Lage war. Das eine Tier ist ein Fisch, der sich auf den Wirtstafeln seit der Zeit, da die norddeutschen Seefischgeschäfte sich sogar bis ins heilige Land Tirol ausgebreitet haben, herumtreibt und dem ahnungslosen Gast den Reisehumor verdirbt.

Zur Verblüffung des Hotelgastes wird nämlich

zur Hochsaison ein „Austriafisch“ offeriert. Man wird da mit allem Recht stutzen; Austriafisch? Heutzutage ein patriotischer — Fisch in Österreich? Nicht möglich in doppeltem Sinne! Und was kann das sein? Die rotgetupfte Steinforelle hat ihren hochgeachteten Namen seit langer Zeit, hieß früher Ferche, ist stammberechtigt auf jeder Tafel; die sündteuren Saiblinge haben mit der Felix Austria auch keine Beziehungen, ebensowenig Huchen, Hecht und Schill.

Ein Rätsel fürwahr, dessen Lösung nur möglich ist durch eine kühne Bestellung dieser österreichischen Fischart.

Gedacht, getan! Es dauerte die in Tirol übliche Wartestunde, und dann kam er, der Austriafisch, hübsch versotten, zum Auseinanderfallen beim geringsten Luftzug bereit, schauerlich zum Ansehen, garniert mit einer Petersilie und Zitronenscheibe.

Ein seltsamer Fisch, Bruchteil natürlich eines einst stattlichen Wasserbewohners und noch seltsamer duftend.

Nur mutig zugegriffen und studiert! Das Resultat lautet: Der „Austriafisch“ ist ein importierter

Fremdling aus der weiten Nordsee und heißt in seiner ersten Heimat: Austernfisch!

Um den von langer Reise ermüdeten, schon in Bremerhaven aus dem Leben geschiedenen Meerbewohner mundgerechter für den braven Fremden zu machen, wird dieser Fisch schlankweg austrianisiert, er paradiert als „Austriafisch“ auf der Speisenkarte.

Tag für Tag fielen die ahnungslosen Fremden darauf hinein und zahlten für die geradezu ungenießbare Portion „piscis austriacus“ 80 Kreuzer, um dann Rache zu schwören, die darin besteht, daß man andere ebenfalls hineinfallen läßt. Ich bin nicht rachsüchtig und plaudere zu Nutz und Frommen dies Geheimnis vom — patriotischen Fisch schlankweg aus, auf die Gefahr hin, des Mangels an Patriotismus geziehen zu werden, wie mir das in einer tirolischen Stadt passiert ist.

Versammelte sich da eine Anzahl Offiziere, die zum Manöver im Städtchen einquartiert waren, im Hotel, sagen wir „Zum lustigen Leben“, und harrte man hungrig des Beginnes des gemeinsamen Mittagsmahles. Auf den Austriafisch

war ich tagsvorher glücklich hineingefallen, und vom Oberkellner wußte ich, daß der patriotische Nordseebewohner in ganzer Naturgröße einen „Gang“ im Diner der Offiziere bilden werde. Einen bildhübschen Landwehrleutnant unter diesen Herren kannte ich; der junge, hungrige Mann in seiner schmucken Uniform dauerte mich, und vom Mitleid bis zur Dummheit ist bekanntlich nur ein kleiner Schritt.

Ich beging die ungeheure Dummheit, den hübschen, hungrigen Leutnant vor dem Austriafisch zu warnen und erntete die Zurechtweisung, daß ein österreichischer Offizier verpflichtet sei, den Austriafisch zu genießen, so ein solcher serviert werde. — Die Gesichter der Herren konnte ich nicht sehen, da die Herren in einem separaten Saale speisten — abends gestand mir der junge Leutnant willig zu, daß ich „schauerlich“ recht mit meiner Warnung gehabt habe.

Nicht weniger Vorsicht ist der zweiten Hoteltiergattung gegenüber angezeigt. Diese Spezies tritt in Hotelzimmern nur dann auf, wenn bis in die späte Nacht die Fenster offen gelassen blieben. Betritt der müde Gast — ob nun weinschwer

oder strohnüchtern, ist ganz gleichgültig — endlich sein elektrisch beleuchtetes Zimmer, dann ist von dem Hoteltier eigentlich noch gar nichts wahrzunehmen.

Das Stubenmädchen bringt noch flink die Karaffe frischen Wassers zur allerletzten Nachtfreude, nimmt den Befehl zum pünktlichen Wecken um 4 Uhr zum ersten Schnellzug entgegen, und zieht sich dann zurück.

Liegt der müde Gast im Bett und ist durch eine kleine Drehung am Griff über dem Bettgestell das elektrische Licht erloschen, fallen dem Wanderer eben die Augen zu, so beginnt ein seltsam Schwirren im Zimmer, ein unheimliches Flattern und Stoßen bald an die Glaskugel der „Elektrischen", bald an die Spiegelscheibe des Waschtisches, an das Fenster.

Der Gast fährt auf, ein Griff, heller Schein durchflutet das Zimmer, und augenblicklich tritt Ruhe ein. Einmal aufgeschreckt, forscht der Gast dem Störenfried nach, und auf der Vorhangstange sitzt ermattet die Hotelschwalbe, die sich tagsüber in dieses Gemach verirrte und den Weg durch die abends geschlossenen Fenster bezw. Jalousien nicht mehr ins Freie gefunden hat.

So liebtraut der Mensch sonst die Schwalben findet und sie nistend gern im Heimathause hat — poesielose Großstadtmenschen ausgenommen — in einem Hotelzimmer ist eine schwirrende Schwalbe das Unangenehmste schier auf dem Erdenrund. Bis die Hotelschwalbe befreit ist, das dauert sicher auch einem Phlegmatiker zu lang. Anziehen, läuten, rasch alles Zeug in den Reisekoffer werfen und vom eingetretenen Stubenmädel ein anderes Zimmer verlangen — das vollzieht sich in einer Minute.

Ebenso rasch wird der Umzug betätigt, und im neu angewiesenen Zimmer klopft der Gast vor allem die Vorhänge ab; er wird sich erst dann zur wohlverdienten Ruhe begeben, wenn Gewißheit besteht, daß in diesem Gemach keine Schwalbe sich befindet.

Der Tragödie zweiter Teil spielt sich wenige Stunden später ab, denn auch Hotelschwalben haben ihre — Konsequenzen.

Punkt vier Uhr klopft der Hoteldiener am Schwalbenzimmer, das der vergrämte Gast verlassen hat, und da sich niemand rührt, wird der Hausknecht ins Zimmer treten, sich überzeugen,

daß der Herr bereits aufgestanden und fortgegangen ist, ohne dem wackern Wecker ein — Trinkgeld hinterlassen zu haben.

Im anderen, schwalbenlosen Zimmer schnarcht aber der Gast und verschläft den Frühzug prompt und glücklich.

Das sind die Folgen der Existenz von Hotelschwalben.

Geneigter Leser, ziehe die Nutzanwendung aus diesen Indiskretionen, so du jemals nach Tirol fährst, und gedenke dieser — Hoteltiere.



Der Stocksegen.

Wer sich je für Volksmedizin und Aberglaube, sei es im Flachland oder im Gebirge, interessierte und damit näher beschäftigte, wird wissen, daß dieses Kapitel unerschöpflich und der Aberglaube trotz aller Errungenschaften der Neuzeit unausrottbar ist. Die Welt lacht über die zutage tretenden besonderen Fälle, man spottet darüber, und im gegebenen Augenblick heißt es im engsten Kreise doch: Man kann nicht wissen, zeitweilig hat dies oder jenes „Sympathie“mittel doch geholfen, und die heimliche Pfuscherei beginnt. Die Fälle, daß irgend ein Aberglaube das öffentliche Gericht beschäftigt, sind leider nur selten, doch sind sie dann meist recht inhaltsreich und belehrend. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß solche gerichtliche Aufdeckungen irgend

welchen beſonderen Nutzen ſtiften unter jenen tö-
richten Menſchen, welche vom Wahne des Aber-
glaubens einmal befangen ſind. Das gilt vor allem von der Bevölkerung im Gebirge, das von jeher aus mannigfachen Urſachen das Feld des ſonderbarſten Aberglaubens iſt.

Wir wollen auf ein ſeltſames „Sympathie“mittel des näheren eingehen, auf die Verwendung und angebliche Wirkung des ſog. „Stockſegens“. Ein Stecken (Stock) aus Wacholderholz (Juniperus communis) hat in der Volksmeinung beſondere Kraft und Wirkung. Das Volk unterſcheidet auffallend ſcharf zwiſchen dem „waxen (ſcharfen) Kranawitt“, auch Sporkel genannt, und „linden Kranawitt“, und zu „Sympathie“zwecken ſoll der „waxe Kranawitt“ verwendet werden, wenn man die beabſichtigte Wirkung ſicher erzielen will. Eine Wacholdergerte oder ein -ſtecken ſoll am Martinstage (11. November) vor Sonnenaufgang geſchnitten werden, wobei die betreffende Perſon zu ſprechen hat: „Stecken! Ich tue dich ſchneiden im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.“

Dieſer Stecken heißt Martinsgerte (Wodansgerte), in öſterreichiſchen Alpenländern dialektiſch

Mirtesgardn; noch im Jahre 1530 führte der Landſchreiber und Blutrichter zu Sonthofen (Allgäu) bei einer Verurteilung ein wacholdernes Zepterſtänglein in der Hand, und im Stadtmuſeum zu Salzburg wird ein Landtheidingſtab aus Wacholderholz aufbewahrt, den die alten Pfleger zu Mitterſill von Amtswegen geführt haben.

Iſt der Stecken nach Vorſchrift, die heute noch ihre Geltung hat, geſchnitten und gut verwahrt, ſo ſteht es im Belieben des Beſitzers, allerlei merkwürdige Experimente auszuüben. Dazu iſt lediglich die Ableſung der Beſchwörungsformel nötig und die ſog. „Vermeinung," d. h. die Angabe der Stocktätigkeit bei der Perſon, welcher es vermeint iſt. Der Stockſegen bewirkt dann, daß jemand geprügelt wird und dennoch den Schläger nicht ſieht, auch nicht erfährt, wer ſo freundlich war, dieſe Hiebe anzuordnen. Auch kann man mit einem Wacholderſtock Schlangen, Mücken und Fliegen vertreiben, welche Wirkungen nebſt Verhütung von Irrgängen auch der Haſelſtaude zugeſchrieben werden. Sollen die Prügel recht kräftig wirken, ſo muß der Vermeiner zunächſt

seine eigene Türschwelle beschwören, auf daß sie entsprechend „präpariert“ ist, und dann mit dem Stecken auf die Türschwelle loshauen, immer die Beschwörung (Vermeinung) dabei sprechend. So lange gehauen wird, prügelt der Zauberstock die gedachte Person, vorausgesetzt, daß die Gerte oder der Stecken hierzu noch niemals gebraucht worden ist, denn für jede derartige Exekution durch Vermeinung ist ein besonderer Stecken unter Einhaltung aller Vorschriften zu schneiden. Das gleiche gilt für die steif und fest geglaubte Möglichkeit des „Totbetens“. Mit Hilfe allerlei mystischen Beiwerks, wobei die Haare des dem Tod Geweihten eine große Rolle spielen, kann man nach dem uralten, ins 12. Jahrhundert zurückreichenden Volksglauben einem Feind auf schmerzlose Weise das Leben abbeten. Will jemand bei diesem „Mordbeten“ ganz sicher gehen, dann wird auch noch der Frevel verübt, daß man eine Messe, die als „Mordmesse“ heimlich gedacht ist, lesen läßt. Man nennt hierzu dem Priester die Geburts- und „Sterbedaten“ des zu Tötenden unter dem Vorgeben, daß die Messe zum Seelenheil eines Verstorbenen dienen soll, und bezahlt die Messe

mit einem Geldſtück, von dem man weiß, daß es früher im Beſitz des „Vermeinten" geweſen iſt.

Daß zu ſolch unſinnigen Mitteln gegriffen wird auf Anraten gerichtsreifer Anſtifter, beſtätigt deutlich ein Gerichtsfall aus Steiermarks Bergen, der ſich vor mehreren Jahren abſpielte, und in welchem ein „Stockſegen" eine abſonderliche Rolle ſpielte. Unter Erſcheinungen, die ſich auf einen Giftmordverſuch deuten ließen, erkrankte ein Mann, und der Volksmund hatte es eilig, eine Frau der Tat zu bezichtigen, die alsbald verhaftet und gegen welche die Unterſuchung aufs ſchärfſte geführt wurde. Mit einer verblüffenden Ruhe konnte die Verdächtige darauf hinweiſen, daß ſie zu dem betreffenden Manne in beſter Freundſchaft ſtand und tatſächlich konnte nicht der leiſeſte Beweis für eine Gehäſſigkeit oder Rache erbracht werden. Trotz maſſenhafter Zeugenverhöre war es nicht möglich, ſelbſt nur ein feindliches Empfinden der Frau gegen den Mann feſtzuſtellen. Das Gefühl, daß dieſelbe trotz alledem mit dem Mordverſuch in Beziehung ſtände, bewegte die ganze Bevölkerung, nicht minder den Unterſuchungsrichter, aber ſolche „Gefühle" genügen

nicht zur Überführung, wenn keine weiteren Belastungsumſtände vorliegen, und die Verdächtige mit eiſerner Ruhe leugnet. So war denn die Unterſuchung auf dem Punkte, eingeſtellt zu werden, und ſchon hatte der Beamte den Befehl zur Enthaftung geſchrieben, als ihm einfiel, zum allerletztenmal eine Hausſuchung vorzunehmen auf die Gefahr hin, wieder wie bisher nichts zu finden. Der Beamte ſuchte mit Aufgebot aller aufs äußerſte geſchärften Sinne, mit einer Gründlichkeit, die ihn Zeit und Mühe vergeſſen ließ; gefunden wurde nichts. Ein letzter Blick — der Richter wollte ſich eben in gedrückter Stimmung entfernen — fiel auf ein Gebetbuch, das mit einer leichten Staubſchichte überzogen auf dem Kommodekaſten lag. Sollte ein Gebetbuch etwas Belaſtendes in ſich bergen? Der Beamte wies ſolchen Gedanken als ungeheuerlich zurück, aber man iſt eben Unterſuchungsrichter, der alles von Amtswegen prüfen und ſelbſt das Undenkbare für möglich halten muß. Iſt es doch ſchon vorgekommen, daß z. B. ein wildernder Küſter ſein Schießgewehr unter dem Hochaltar der Kirche verſteckt hielt, wo der Unterſuchungsrichter es nicht vermutete, und wo

es erſt nach dem Tode des Küſters gelegentlich einer gründlichen Reinigung der Kirche zum großen Erſtaunen der Leute gefunden wurde.

Der Richter in unſerem Falle griff alſo nach dem Gebetbuche und blätterte darin, bis ihm ein alter, gebräunter Zettel in die Hände fiel. Verwundert las der Beamte den Inhalt dieſes Zettels, es war ein „Stockſegen“, die Beſchwörung für Prügelſtrafe, und die Vermeinung trug das handſchriftlich eingefügte Motiv: „Weil er eine andere liebt, als es recht iſt.“ Außerdem trug der Zettel in einer Ecke die Anfangsbuchſtaben des Namens und den Wohnort des Mannes verzeichnet, an welchem der Giftmord verſucht worden war.

Mit dieſem Zettel begab ſich der Beamte zu Gericht, und alsbald ließ er die Verhaftete ſich vorführen, die immer wieder beteuerte, mit dem Manne auf durchaus freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen.

Der Unterſuchungsrichter betonte, daß das früher ganz richtig geweſen ſei. Inzwiſchen hätten ſich die Gefühle aber geändert und in Feindſchaft verwandelt, die ſich zur Benutzung eines „Stockſegens“ verdichtete.

Die Vorzeigung des Zettels brachte die Frau ins Wanken und alsbald zum Geſtändnis, daß ſie erſt den Vermeinten mittels des „Stockſegens“ totprügeln wollte, was ohne Erfolg blieb, und dann aus Rache über verſchmähte Liebe zum Gift gegriffen hätte.

Der Verurteilung ſtand nach dieſem Geſtändnis nichts im Wege. Sonach hatte der „Stockſegen“ als Beweismittel eine wichtige Rolle im Gerichtsverfahren geſpielt, das aber vielleicht wertlos geblieben wäre, wenn der betreffende Beamte nicht wohl unterrichtet geweſen wäre über die ſeltſamen Verirrungen, zu welchen der Aberglaube führt.



Bauernehre.

„Ist der Okta dahoam?“ fragte ein stämmiger Gebirgler den Schreiber im k. k. Notariat zu . . . . . ., allwo der Notar zugleich auch die Anwaltspraxis ausübt.

„Für dich derweil net!“ verkündigte der tabakqualmende Schreiber.

„Ich zahl, was verlangt wird! Es pressiert damisch!“

„Sooo! Was ist dir denn geschehen?“

„Dassell sag ich lei 'm Okta, aber net 'm Schreibers-Knecht!“

Der Notar-Anwalt gab das Glockensignal zum Zeichen, daß eine etwaig anwesende neue Partei in sein Arbeitszimmer treten könne.

„Rammel, geh halt nei zum Okta!“ rief der beleidigte Schreiber.

Kaum eingetreten begann der Bergbauer zu schreien: „Okta, mein Nachbarn mußt mir verklagen scharf und gleich! Es pressiert damisch! Ich prozessier, belang ihn aber scharf, laß 'n auch pfänden, mach 's kriminalisch!“

Seine Gebirgler kennend, suchte der Anwalt den Mann vor allem dadurch zu beruhigen, daß er ihn bat, Platz zu nehmen.

Das wollte der Bauer aber anfänglich unter keinen Umständen, er gestikulierte lebhaft und schrie, daß die Fenster klirrten.

Nun zuckte der Anwalt die Achseln und sprach: „Ja, wenn du dich nicht auf diesen Sessel hockst, kann ich deine Klage nicht übernehmen!“

Der Bauer stutzte, guckte verwundert den Stuhl an, und bedeutend ruhiger fragte er: „Ischt dös a b'sunderer Sessel?“

„Freilich! Das ist der Klientensessel!“

Was das für ein Sessel sei, wußte der Mann natürlich nicht, dennoch sagte er: „Ah, so wohl!“ und setzte sich dann, einigermaßen ängstlich darauf.

„So, Freunderl, jetzt red, aber ruhig, nicht schreien, und erzähl mir, was dir der Nachbar getan hat!“

Flugs war der Bauer wieder hoch.

„Sitzen bleiben, oder du marschierst hinaus!"

„Ah, so wohl!" Widerwillig setzte sich der Mann und erzählte: „Der Nachbar muß kriminalisch behandelt werden, die Kosten zahl ich!"

„Laß doch das Kriminal vorderhand aus 'm Spiel! Was hat der Nachbar getan?"

„Der Loder, der Tropf, der miserablige hat mir meine Ehr g'nommen!"

„Wieso?"

„Er hat mein bestes Roß als a Schindmähr'n verschrieen!"

„Was?"

„Jawohl! Ich bin schwer an meiner Ehr beleidigt und sell leid ich net!"

„Aber Mann Gottes: Wenn das der Nachbar wirklich ausgeschrieen hat, so ist das eine Beleidigung des Rosses, aber nicht deiner Person! Im äußersten Falle könnte dein Roß den Nachbar wegen Ehrenbeleidigung verklagen!"

„Wer mein Roß beleidigt, der beleidigt mich selber! Mein Roß ist verschimpfiert und jetzt durch diese Beleidigung meiner Person um gut hundert Gulden weniger wert! Mir ist die Ehr

g'nommen, ich bin ehrlos, ich laß mir net nachreden, daß ich eine Schindmähr'n hab!"

„Mit dieser Auffassung einer Ehrenbeleidigung wirst du bei Gericht nicht durchdringen!"

„Waar net übel! Zu was hab ich denn Enk zum Verteidiger?"

„In diesem Falle kann ich kein Verteidiger sein und auch die Klage nicht stellen, ich bin kein Roßanwalt!"

„Ah, so wohl! Hab mir 's do gleich gedenkt!"

„Was?"

„Ist net jeder gleich gut in Ehrensachen!"

„Du, nimm dich fein in acht, sonst klag ich dich wegen Beleidigung!"

„Na, sei so gut! Nix für ungut! Woaßt, Okta, a Mann ohne Ehr ist wia a Glocke ohne Schwengel!"

„Sehr gut! Du kannst aber ganz ruhig sein, deine Glocke ist trotz der Roßbeleidigung völlig in Ordnung, und deiner Ehr fehlt nichts! So, nun mach die Tür von außen zu!"

Verdutzt und kopfschüttelnd ging der Bauer mit seinen Spezialbegriffen von Ehre.



Das arme Wurm.

Wird etwa ein Dutzend Sommer her sein, meine Kniee waren noch gelenkig, die Füße flink und das Gemüt allzeit bereit zu lustigem Schabernack. Irgendwo in Tirols herrlicher Bergwelt trieb der literarische Tunichtgut sein touristisches Unwesen und kletterte den Bergen schier die Spitzen weg, wobei auch der Gewandteste häufiger als nötig Gelegenheit erhält, Mutter Erde küssen zu müssen. Der letzte Sturz war famos, ein Trapezkünstler kann's kaum besser machen. Es glückte im letzten Augenblick der Sprung auf die Füße, und sausend ging's mit dem Geröllfeld hinunter. Was schadet es, daß Hände und Knie geschürft, die Wangen zerkratzt, das Gewand klein zerrissen sind, hübsch war's doch! Tief unten an der Straße lud ein lauschig schattiges Plätzchen zur Siesta ein, und bald darauf schlummerte der Bergmensch den Schlaf des Gerechten.

Eine silberhelle Frauenstimme weckte den Schläfer, der eben von den Saligen Fräuleins süß geträumt. „Ach, Herzchen, gib mir mal 'nen Kreuzer für das arme Wurm!“ flötete eine junge mitleidige Dame zu ihrem Begleiter, der härteren Herzens etwas dergleichen brummte, doch nicht in schlafenden Gebirglern gleich ein armes Wurm erblicken zu wollen.

„Laß den Kerl doch seinen Rausch ausschlafen!“

„Nicht doch, Karl! Sieh nur, der Arme ist abgestürzt, er sieht gräßlich aus! Und kein Arzt, keine Apotheke weit und breit! Das arme Wurm wird elend zu Grunde gehen!“

„I wo! Dergleichen sind diese Gebirgskerls ja gewohnt!“

„Karl, gib mir einen Kreuzer! Das arme Wurm dauert mich zu sehr!“

Höchlich über dieses Zwiegespräch belustigt, erhob ich mich und grüßte höflich.

Ängstlich fragte die junge Frau, ob wohl die Knochen noch ganz seien.

„Ich glaub schon!“

„Er ist wohl so 'n bisken abjestürzt, was?“ meinte der Göttergatte.

„Wohl wohl, a wengl! Hat nix zu bedeuten!“

„Na, sag Er mal: Will Er unser Gepäck über die Alp nach S... tragen? Wir wollen so 'ne richtige Alpenpartie machen und suchen einen Führer dazu! Ein gutes Trinkgeld ist Ihm sicher!“

Da auch ich das gleiche Ziel, wenigstens in S... ein Zimmer für mich brieflich bestellt hatte, und der Irrtum des Hochzeitspärchens einen Spaß versprach, so erklärte ich mich zur Dienstleistung bereit.

Was so ein Honigpärchen an absolut unentbehrlichem Gepäck mitschleppt, ist nicht zu glauben. Vier Schirme, zwei Bergstöcke, groß genug zum Ochsentöten, eine dickbauchige Handtasche, Plaids, ein Tornister, eine Büchertasche und ein undefinierbarer Ballen in Segeltuch eingenäht.

„Das bißel Gepäck soll ich über'n Berg tragen?“ fragte ich erstaunt, und vor den drohenden Schweißtropfen erschauernd.

„Ach, Karl, das arme Wurm wird noch zu schwach dazu sein!“

„I wo! Diese Kerls tragen viel schwerere Lasten!“ Sich zu mir wendend, fragte der Beneidenswerte: „Er hat gewiß schon manches

schwere Stück Wild auf seinem Rücken heimgetragen, was?"

„Ja wohl!"

„Nu, also! Und hinterdrein immer der Jäger, was?!"

„Na, umgekehrt!"

„Wieso?"

„Weil der Jäger vorausgegangen ist!"

„Ich verstehe nicht!"

„Is a net nötig!"

„Sind Ihm zwei Gulden Traglohn genug?"

„Hm!"

„Ach, Karl, leg doch etwas zu! Der Mann hat gehörig zu schleppen!"

„Man darf die Kerls nicht verwöhnen! Na, was Er abends trinkt drüben, bezahle ich extra. Ist Er zufrieden?"

„Ja!"

„Denn man fix! Wir wollen aufbrechen!"

Vom Straßenwärterhäuschen, wo die Herrschaften ihr Gepäck hinterlegt hatten, holte ich, grinsend vor Vergnügen, die Kolli, die mühsam genug in meinem Rucksack verstaut wurden. Den Rest, nämlich den undefinierbaren Ballen in

Segeltuch, gab ich dem Straßenwärterbuben zum Tragen unter Beifügung einiger Sechserln.

Der Göttergatte staunte; doch ich erklärte auf Hochdeutsch, daß ich Sachen unbekannten Inhalts nicht trage. Darauf folgte die Aufklärung, daß in dem Segeltuch die — Schlafsäcke und Kopfpolster eingenäht seien.

Ich blieb bei meiner Weigerung, weil das Zeug sich absolut nimmer im Rucksack unterbringen lasse. Flink sprang der Straßenwärterbub voraus; hinterdrein, hübsch langsam, das Zuckerpärchen, das sich nach jedem Blümlein bückte, um sich die Hände drücken zu können, und sich alle zehn Schritte Kußhändchen zuwarf. Das alles sehen, und den Haufen Gepäck dabei schleppen müssen, ist keine Kleinigkeit. Schier reute mich der Spaß.

Je steiler der Pfad wurde, desto mehr verging dem Paar das Kosen. Die junge Gnädige nahm die Farbe gesottener Krebse an, und die Stirnlöckchen verlängerten sich zu Strähnen, während der Glückliche mit dem Taschentuche arbeitete, als wollte er sich mit dem Schweiß auch die Haut wegwischen.

Plötzlich ein Schrei des Entsetzens, die Gnädige taumelt, will in Ohnmacht fallen.

Der Gatte springt hinzu, fassungslos, kaum, daß er die Gattin in den Armen zu halten vermag. Aber schreien kann er vorzüglich, er brüllt um Hilfe.

Ich keuchte heran unter der Last des Hochzeitsgepäcks und mußte auflachen.

„Nanu?"

„Wer wird denn wegen eines Staunzenstiches (Stechmücke) so a Spektakel machen!" Gelassen nahm ich eine Phiole aus der Gilettasche und träufelte auf die Stichwunde einige Tropfen.

„Ach, wie das kühlt!" flüsterte die Göttliche. „Er hat da wohl ein Hausmittel? Wie heißt es?"

„Quecksilberchlorid in Kollodium."

Verdutzt sah das Pärchen auf. Der Junggatte beeilte sich, dem Weibchen auseinanderzusetzen, daß der Träger offenbar ein lateinischer Bauer sei, deren es im Gebirge zuweilen welche als Abnormität gibt.

„Wie interessant! Aber ein armes Wurm bleibt der Mensch doch!"

Stunde um Stunde verrann im warmen Aufstieg. Endlich trat die Alm in Sicht.

„Ach, Karl, wie poetisch! Frag doch den Mann, wie die Gegend hier heißt!“

„Der Grund, auf dem wir stehen, heißt der Sauboden!“ lautete wahrheitsgemäß, doch poesielos meine Antwort.

„Wie, was? Unerhört! — Und wie heißt die Alpe selbst?“

„Viehbergalm!“

„Er treibt wohl Spott mit uns! Hüte Er seine Zunge! Ich laß mir keine Bären aufbinden, verstanden!“ schnarrte der Göttergatte.

„Is schon recht! I kann die Namen halt net ändern.“

Der Göttliche ereiferte sich nicht wenig, daß ein so idyllisches, entzückendes Stück Land „Sauboden“ genannt würde, und wollte wissen, warum der Boden so bezeichnet sei.

„Von wegen der Säue!“

„Ach, Karl, gehen wir! Der Mensch ist doch zu prosaisch!“

Schier kaput erreicht das Paar die Almhütte, wo der vorausgelaufene Straßenwärterbub die

Sennerin längst verständigt hat, daß ein preußisches Paarl einen Herrn „von uns" zum Gepäckträger genommen habe. Die Nanni guckte gehörig und ignorierte in ihrer Neugierde alle Wünsche und Befehle des Göttergatten.

„Hör Er, Träger! Rede doch Er mit dem Fräulein!"

Zunächst warf ich den voluminösen Rucksack in die Ecke, zündete mir eine Zigarre an und rief der Sennin zu: „Du, Nanni, mir gibst a Tupfele Moosbirenen! Was die Herrschaften wollen, sollen s' dir nur selber sagen! Verstehst?!"

Grinsend vor Vergnügen brachte mir die zahnluckige ältliche Sennerin das gewünschte Gläschen Schnaps aus Moosbeeren, und stellte sich dann breit vor dem Paare auf: „Was wollt's wohl Ös han?"

„Hören Sie mal, Fräulein! Kann ich wohl etwas Wein mit Mineralwasser haben?"

„Na!"

„Oder Schlagsahne mit Erdbeeren?"

„Na!"

„Was jibt's denn noch? Haben Sie Molken!"

„Na!"

Inzwischen war die junge erhitzte Frau durstgeplagt zum plätschernden Brunnen getreten und legte ihr Rosenmündchen an das Rohr. Mit einem Ruck riß ich die Gnädige weg: „Sell darf net sein, gnä Frau! In der Hitz trinkt man net!"

„Aber Er hat doch auch soeben einen Schluck genommen?"

„Schnaps! Das ist was anderes!" Und bereitwillig füllte ich ein Glas mit Wasser und goß einige Tropfen mit Beerschnaps hinein. „So, gnä Frau! Hiazt schadet's Wasser nimmer!"

„Nicht um die Welt trink ich das Zeug!" Schaudernd wandte sich die Göttergleiche ab.

Der Gnädige hat sich unterdessen so weit mit der Sennin verständigt, daß statt Schlagsahne gute Milch gereicht wurde, die das Paar in gierigen Zügen konsumierte zum Gaudium der Sennerin und meiner Wenigkeit.

Zwei Töpfe Milch, annähernd zwei Liter! Die Leutchen haben offenbar keine Ahnung von der Wirkung. Und so fischte ich aus meiner Reiseapotheke im „eisernen Bestand" das Fläschchen Opium heraus und stellte es vor den gnä-

digen Herrn mit der Weisung: „Nun aber rasch zehn Tropfen auf Zucker!“

Das Pärchen flüsterte und warf mir scheue Blicke zu.

Die Nanni aber meinte: „Der Hearr moant's woltern guat mit Enk, der versteht mehra als Ös! Neahmt's nur sell Trankl, sunsten z'reißt Enk dö viel Milli völlig!“

„Karl, ich verstehe kein Wort!“

„Ich auch nicht, Gustchen! Der Träger soll uns das ins Deutsche übersetzen!“

„Ach, Karl, der kann ja selber kaum Deutsch!“

„He, Träger, was meint das Kuhfräulein?“

Hüstelnd vor Vergnügen übersetzte ich: „Die Herrschaften sind über die Wirkung zu viel genossener Milch nicht informiert, deshalb empfiehlt es sich, Opium auf Zucker zu nehmen.“

„Ach was, Unsinn! Reine Kuhmilch kann niemals schaden!“

„Karl, wenn der Mann aber doch recht hätte! Ich weiß nicht! Es wäre doch sehr unangenehm! Ich will lieber die Opiumtropfen nehmen!“

Und flugs schluckte die Gnädige das Prophylaktikum hinunter.

„He, Träger! Ist der Schnaps zum Trinken?“ fragt der Göttliche.

„I glaub schon!“

„Kognak oder Chartreuse gibt's wohl nicht hier, was?“

„I glaub net!“

„Weiß Er denn, was das ist?“

„I glaub schon!“

„Nu, was ist es?“

„A g'farbter Schnaps!“

„G'farbter? Was ist das?“

„Ein gefärbter Schnaps!“

„Köstlich! Er bat da wahrlich nicht so unrecht! He, Fräulein, jeben Sie mir auch so 'n Dings da zum Trinken!“

Der Herr fand Gefallen an dem alten Moosbeerschnaps und leistete sich einige Gläschen zu meiner Genugtuung und zur Vorbeugung drohender Milchgefahren.

Das Interesse des Pärchens wendete sich nun der Hütteneinrichtung zu; die Situation wurde tragisch für das übermäßig in Anspruch genommene Zwerchfell. Die junge Frau staunte über das offene Herdfeuer, über den Mangel einer

Bratröhre; sie wollte wissen, wo das Fleisch gekocht, die Kuchen gebacken würden; sie erkundigte sich, wie oft am Tage frisches Brot vom Bäcker geliefert würde, und ob man abends wohl Pellkartoffel mit Hering haben könne und dergl. mehr.

Klassisch lauteten die Antworten der Sennin: Fleisch gibt es auf der Alm überhaupt nicht und Kuchen ebensowenig. Heringe essen bloß die Holzknechte mit wehen Mägen, und Schwarzbrot wird alle Monat einmal heraufgebracht. Kartoffeln sind zu teuer zum Verfüttern an die Säue. Und auf die Frage, wovon sich denn das Alpfräulein nähre, sagte die Nanni vergnügt: „Von Schmarrn, Kasnocken und Plenten (Mus aus Buchweizenmehl mit Butter aufgeschmälzt).

Die junge Frau erschauerte und drängte zum Aufbruch.

Er fragte nach der Schuldigkeit.

„'s Wiederkemma seid's schuldi."

„Was?"

Den schweren Rucksack aufnehmend, bedankte ich mich bei der Sennin für den Schnaps und ließ ihr eine Zigarre zurück, die sich Nanni zum Entsetzen des Pärchens sofort ansteckte.

Fröhlich ging's nun an der anderen Bergseite talwärts nach S . . . Ich hatte Eile, an mir bekannten Häusern vorbeizukommen; hier nickte der Lehrer mir zu und schlug die Hände zusammen vor Erstaunen über meinen hochgepackten Rucksack; dort kam der Kurat heranspaziert, dem ich durch ein Zeichen noch rechtzeitig Schweigen auferlegen konnte. Aber selbst Sommerfrischler merkten etwas und munkelten halblaut, daß das Hochzeitspärchen doch einen sonderbaren Bergführer und Träger hätte.

Am behäbigen Dorfwirtshause ging aber der Hauptspaß los. Alles besetzt, nicht ein Zimmer ist mehr frei. Überhaupt gibt es im ganzen Dorf nichts mehr, alles überfüllt. Bloß ein Zimmer ist noch unbesetzt, aber bestellt. Wie an einen Strohhalm klammert sich das Paar an diese Mitteilung.

Ich muckste nicht, ließ mir aber den vortrefflichen Rötel nach Herzenslust schmecken, der dann auch bald jene weiche Stimmung brachte, in der man das eigene Bett hergibt, um einem Mitmenschen gefällig zu sein. Ich tuschelte mit der Kellnerin, und beauftragte selbe, der

Herrschaft mein bestelltes Zimmer zu überlassen.

Leider wurde dadurch das Inkognito gelüftet und ich kam um den Trägerlohn, sowie um den freien Trunk, da ein Herrischer doch unmöglich Geld für den Spaß nehmen konnte.

Die Nacht verbrachte ich im Bett des Roßknechts, das mich natürlich einen Silbergulden kostete.

Was mich aber geärgert hat, geärgert, so viel ich damals Haare auf dem Kopfe hatte, das war am nächsten Morgen die auf einer Visitkarte hinterlassene Mitteilung des mit Einspänner abgereisten Pärchens: „Besten Dank für Abtretung des Zimmers! Auf solche Scherze kann aber auch nur ein Bayer kommen!“

Somit ist hereingefallen bei der ganzen Geschichte — das arme Wurm, meine Wenigkeit.



Bergführer-Humor.

Bergführer! Auf diese Wortbildung braucht die deutsche Sprache just nicht stolz zu sein, doch ist jeder Tourist im Notfall bei Bedarf recht froh, wenn er einen tüchtigen Vertreter dieser Menschenspezies in den Hochalpen findet. Sie sind verschieden in ihrer Art wie die Gegend, in der sie leben. Wo viel Verkehr, verwischt sich die Originalität der Leute, die auf den Berg führen. Ein Glocknerführer unterscheidet sich wesentlich vom Zugspitzkollegen, der Berchtesgadner ist anders als ein Führer in die Sextener Dolomiten, anders als der Schweizer.

Den meisten Witz zeigt der oberbayerische Bergführer, der mehr oder minder noch im bäuerlichen Leben steckt, sich die alpine Originalität noch bewahrt hat. Gewiß schnappt er ja manches

auf und guckt „seinen Fremden“ manches ab; der vernageltste Führer oder Träger lernt rasch die Weinsorten unterscheiden, lernt Zigarren kennen, Damen gefällig sein und vollführt den Edelweißzauber vor Backfischeln auf ingeniös schlaue Weise dort, wo niemals die heißbegehrten Sternchen blühen.

Den echten Hochtouristen wird ein Führer auf den ersten Blick herausfinden, sich augenblicklich rein auf den „Dienst“ beschränken und diesen musterhaft durchführen. Erfahrenen Alpinisten ist ja kein x für ein u vorzumachen. Zu „Mätzchen“ greift der übermütige Sohn der Berge meist, wenn die ihn engagierende Gesellschaft durch Zusammensetzung, Kostümierung, Beschuhung, Verproviantierung zum „witzeln“ reizt.

Eine Szene beim „Husaren“ in Garmisch hat monatelang in München Gesprächsstoff in alpinen Kreisen gebildet. Der alte, vielerprobte Kosersepp prüfte einen Trupp Touristen, die auf die Zugspitze wollten, auf ihr Schuhzeug, und mit Befriedigung erklärte er jenen Herrn von wegen der vortrefflich genagelten Bergschuhe für den „beschten“, den er später beim Abstieg von der Zugspitze zum

Eibsee herunter schier — tragen mußte. Die kräftige Selbstkritik über den eigenen Reinfall war zum wälzen drollig und lieferte den Beweis, daß sich ein alterfahrener Bergführer nicht einmal auf den besten Bergschuh verlassen darf, so der Tourist in seinem Leben noch niemals auf einem Berg gewesen ist. Vorspiegelung falscher Tatsachen ist im alpinen Sport eine gefährliche Sache für den „Vorspiegeler" wie für den verantwortlichen Führer.

Dem Kosersepp selig ist es zu glauben, wenn er nach jener strapaziösen Zugspitztour meinte, eine Almkuh trage er mit Vergnügen und lieber herunter als einen schwindeligen Heringsbändiger.

Daß literarische Popularität in weltentlegenen Bergen geradezu zum Fluch werden kann, das erlebte ich vor Jahren an mir selbst. Meine Erstlinge, die „Geschichten aus den Bergen" (Reclams Universalbibliothek) waren erschienen; von deren Verbreitung konnte ich keine Ahnung haben. Es überraschte mich daher, daß die Unfallversicherungsgesellschaft, bei welcher ich assekuriert bin, eines Tages erklärte, mich ob der Schilderung selbstbetätigter schwieriger Bergfahrten in die höchste

Gefahrenklasse einrangieren zu müssen, weshalb xmal so viel aufzuzahlen sei. Kurz darauf vollführte ich eine Hochtour in Begleitung eines autorisierten Führers unter schlechten Schneeverhältnissen. Oben angelangt, fiel zu allem Überfluß Nebel ein, der uns stundenlang festhielt. Vom Abstieg auf gleichem „Wege“ wollte ich nichts wissen, auf ihm unbekannten Steigen erklärte der Führer nicht absteigen zu wollen. Ich bestand darauf, wurde aber genötigt, im Buch des Führers diesen von jeder Verantwortung durch entsprechenden Eintrag zu befreien. Ein Abstieg wurde es zum Gruseln, nicht um ein fürstliches Vermögen möchte ich das Wagnis ein zweites Mal unternehmen. Bald war trotz Kompaß im dichten Nebel jegliche Orientierung unmöglich, die Situation zu später Abendstunde wurde bedenklich, ein Felsbiwak rückte in Sicht mit all seinen „Annehmlichkeiten“. Da tauchte eine Gestalt auf, kühn, verwegen, mit dem Stutzerl in der Hand. War das eine Überraschung für den Schwarzgeher! Gottlob erkannte er rasch den harmlosen Charakter der Nebelgefangenen, der Hahn kam in Ruh, und eine Zigarre besänftigte den „Gams-

freund" völlig. Der Becher kreiste in trauter Freundschaft, und je länger mich der Wilderer betrachtete, desto freundlicher ward er. Endlich mußte aber doch versucht werden, der Gefangenschaft zu entrinnen, und Simmerl (Simon) erklärte sich auf Befragen und nach Zusicherung einer anständigen Belohnung bereit, uns „hinabzubringen". An jene „Beförderung" durch die Felswildnis denke ich heute noch mit größtem Respekt. Es war schauerlich, ein Rutschen, Springen, Kriechen, Fallen aller drei, die Kleider gingen in Fetzen, die vorzüglichen Schuhe wurden defekt, die Steigeisen griffen nicht mehr und wurden stumpf. Simmerl sprang katzengleich, kugelte wohl eine Strecke, wurde aber wieder hoch und blieb, etzliche Schrammen und einen Defekt seiner „Ledernen" abgerechnet, heil wie ein Gummiball.

Sowie endlich die Baumregion und damit bessere Pfadverhältnisse erreicht wurden, entleerte sich der Zornbecher über solch niederträchtige Führung. Die Wut war berechtigt, denn Simmerl hatte den Weg als nett, ja harmlos bezeichnet. Je grollender die Sprache wurde, desto vergnügter lachte der Bursch, und wie zum Hohn wählte er

den Schlußabstieg durch das Bett des Bergbaches. Auf erneuten Protest meinte der alte Wilderer: „Dann such dir selber einen besseren Weg!“

Es blieb keine andere Wahl. Die Kleider waren buchstäblich zerfetzt, als endlich die Talsohle erreicht wurde. Ich zahlte und schimpfte wie ein Rohrspatz. Simmerl aber bemerkte auf den Vorhalt, daß so ein Abstieg selbst für einen gehetzten Wilddieb zu schlecht sei: „Was nicht gar! Bist ja der Bergschreiber Achleitner!“

Hatte der Naturmensch und Wilderer den dritten Band meiner „Geschichten aus den Bergen“ gelesen, der mein Bild in Alpentracht enthält, und mich oben sofort erkannt? Für einen „Bergschreiber“ ist also kein Weg zu schlecht!

Für echten Bergführerwitz nur ein paar Proben.

Eine größere Gesellschaft bestieg einen vielgerühmten Aussichtsberg unter Führung eines stämmigen Gebirglers, den wir Naz nennen wollen. Der gute Naz hatte eine ganze Kollektion von Wettermänteln und Decken zu schleppen und schwitzte für drei. Unter dem Ballast trug er einen mit Proviant hoch aufgefüllten Rucksack, nach dessen Inhalt sich zeitweilig der Arrangeur der

Partie erkundigte, aus Angst, daß etwas zerdrückt werden könnte. Dem Naz wurde der Mund wässerig beim Aufzählen der eß- und trinkbaren Herrlichkeiten im Rucksack, und gewissenhaft merkte er sich alles. Oben angelangt, schwelgten die Touristen in „Aussicht", während Naz auspackte und alles zum Diner bereitlegte. Dann erinnerte sich der Arrangeur seiner Pflichten, revidierte die Proviantschätze und jammerte plötzlich, daß das in Papier mitgenommene Salz verschwunden sei. Nun sind die Brathühner ungenießbar! Ein Jammer aus vielen Touristenkehlen!

Da sagte Naz: „Seid's nur stad (still), das Salz liegt dort in der Sonn! Ich hab etwas geschwitzt, und da ist das Salz naß worden. Ich hab's daher in die Sonn zum Trocknen gelegt!"

Die Hühner wurden ohne Würze gegessen. —

Und selber Naz leistete sich bald darauf einen köstlichen Ausspruch.

Wieder führte er eine Partie Damen und Herren auf einen Berg, schlechte Steiger, doch brachte er sie glücklich nach oben. Die meiste Mühe verursachte ein überaus korpulenter Herr, der schier nicht zum Weiterbringen war.

Mit den landesüblichen Zurufen: „Hüh! Hüh!“ ging es nicht, denn der Dicke verbat sich dergleichen Anspielungen und beanspruchte das Recht zu gehen, wie es seiner Konstitution entspreche. „Dann kriech halt auffi!“ knurrte Naz, blieb aber trotzdem an des Dicken Seite, er half ihm an gefährlichen Stellen wacker hinüber.

Oben angelangt, fing Naz den Dicken sofort aus der schwärmenden Menge heraus, und hüllte ihn mit Wettermänteln sorgsamst ein.

Der Korpulente zeterte: „Zuerst die Damen schützen!“

Doch Naz warf Decke auf Decke auf den schwitzenden Dicken und sagte in der ihm eigenen kategorischen Weise: „Nix da! Man sticht alleweil zuerst die foastete (feisteste) Sau!“

Das Gelächter war im Tal sogar hörbar.



Ärztlicher Ausspruch.

Dr. Huber im Gebirgsstädtchen X. war ein gesuchter, allverehrter Arzt ob seiner Herzensgüte und Wissenschaft, ein tüchtiger Praktiker, der um einen passenden und stets trostreichen Zuspruch nie verlegen war. Eine Schar blühender Kinder belebte das Doktorhaus, darunter Hänschen Tunichtgut, ein allerliebster Bengel und Frequentant der zweiten Volksschulklasse, der sich für das praktische Leben gut anließ, mit der Wissenschaft aber und mit dem Lehrer einigermaßen auf dem Kriegsfuß stand, und ziemlich schlechte Noten in den Zeugnissen heimbrachte. Das war für Papa sehr ärgerlich, denn just Hänschen sollte später studieren, den Schwestern dereinst imponieren, womöglich Papas Nachfolger in der Bauernpraxis werden und sich als Dr. med. gewissermaßen ins warme

Nest setzen. Wenn ein Bengel aber schon in der zweiten Volksschulklasse nicht recht vorwärts kommt, mit zwei „Vierern" stetig gesegnet ist, dürfte das Doktorwerden mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein. Trotz des Kampfes mit den Elementarwissenschaften war Junghänschen aber insofern ein heller Kopf, daß er insbesondere Papas Aussprüche, die ihm zufällig zu Ohren kamen, sich gut merkte, und bei möglichst unpassenden Gelegenheiten drollig zur Anwendung brachte.

So hatte Hänschen den ärztlichen Ausspruch vom diätleben aufgeschnappt; was Papa damit gemeint, wußte der Bengel natürlich nicht, doch brannte Hänschen darauf, das Wort einem Bekannten gegenüber anzuwenden. Zufällig kam der dicke Bräumeister mit verletztem Finger ins Doktorhaus, um Dr. Hubers Hilfe in Anspruch zu nehmen. Als der Biererzeugungskünstler mit Papa durch den Vorgarten ging, schlängelte Hänschen sich heran und plapperte: „Wünsch baldige Besserung, Herr Bräumeister, die Hauptsach bleibt das — diät leben!"

Das schallende Gelächter des Bräuers rettete

Hänschen aus der Gefahr, von Papa verhauen zu werden.

Am Gartenzaun verabschiedete sich der Mann, und alsbald kam eine Bäuerin mit einem körperlich ersichtlich zurückgebliebenen Mädchen im schulpflichtigen Alter. In der Meinung, daß eine Konsultation am Gartenzaun nichts koste, legte die Bäuerin gleich los, jammerte über schlechte Zeiten und klagte, daß das Mädel halt gar nicht wachsen und nicht begreifen wolle.

Hänschen stand neben Papa, der freundlich das Kind betrachtete und in Erkenntnis der körperlichen Zurückgebliebenheit zur Bäuerin sagte: „Ja ja, es wird das beste sein: Warten wir halt noch ein Jahr!"

„Vergelt's Gott, Herr Doktor, i han mir's gleich au gedenkt! Schuldig bin i wohl nix? Seid's grad so guet, Herr, und gebt mir a Zettelzeugnis, daß meine Burgl erst übers Jahr in d' Schul mueß!"

Lachend meinte der Arzt: „Nicht nötig, Lechnerin, ich red schon selbst mit'm Lehrer wegen dieser Sach! Wir warten halt noch ein Jahr! B'hüt Gott, Bäuerin!"

Hänschen hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört und sich den neuen Ausspruch fest ins Gedächtnis eingeprägt.

Wenige Wochen darauf fand in der Schule Schlußprüfung statt. Für Doktors Hänschen endete der feierliche Akt sehr übel, es hieß medizinisch-apothekerisch gesprochen: repetatur! Der Zukunftsdoktor muß die zweite Klasse repetieren, Hänschen ist mit Glanz durchgefallen.

Sehr langsam ging der Bengel mit dem Schulranzen auf dem jungen Buckel heim, ein ahnungsvoller Engel, dem Unheil vom spanischen Röhrl schwant.

Richtig forderte Papa sofort das Schulzeugnis ab. „Was ist's mit dem Aufsteigen, Hansl?"

Ein Aufleuchten der Kinderaugen, schlagfertig zitierte der Junge Papas eigene Worte: „Warten wir halt noch ein Jahr!"

In das Lachen Mamas stimmte Dr. Huber, freilich etwas sauer, ein, und Hänschen wurde nicht geprügelt.

Sonderbare Vorrechte.

Daß sich Tirol mancher besonderer Privilegien zu erfreuen hatte und heute noch Vorrechte im Vergleich zu anderen Kronländern besitzt, weiß man so ziemlich von Schulbankszeiten her. Weniger bekannt dürfte aber sein, daß z. B. das Brandenberger Tal, in welches man von Rattenberg über Kramsach (Unterinntal) in steter Steigung gelangt, oder das man von der bayerischen Valepp über Kaiserklause und Binegg in entzückend schöner Waldwanderung erreicht, ein interessantes Privilegium um die Mitte des 15. Jahrhunderts besaß. Damals war Burg und Stadt Rattenberg wie Kitzbühel den Herzogen von Bayern-Landshut untertan, und die Silberbergwerke der genannten Orte verhalfen jenen Herzogen zu dem ungeheuren Reichtum, sowie zu den Beinamen „Ludwig der Reiche" und „Georg der Reiche" von Landshut.

Mutmaßlich um die Besiedlung im waldreichen, einer Bergwildnis gleichenden Brandenberger Tal zu erleichtern, erhielten die dortigen Bauern von der bayerischen Herrschaft das Weiderecht in den herzoglichen Wäldern, wiewohl man sonst die Forste recht gut zu schützen verstand. Außerdem durften die Brandenberger in der bei Rattenberg in den Inn mündenden Ache mit Rute und Angel fischen, ohne dafür irgend eine Abgabe an den Rattenberger Pfleger entrichten zu müssen.

Eine eigentümliche Auffassung hatten jene Bayernherzoge in Bezug auf die Jagd in jenen Gegenden. Verboten war es auf das strengste, Reh- und Hochwild, Rebhühner oder Schwarzwild zu jagen; dies blieb Privatrecht der Herzoge oder ihrer Gäste. Hingegen wurde das Gemswild zur Niederjagd gerechnet und jeglicher Abschuß den Brandenbergern, wie den Bewohnern des am Rofan verstreut liegenden, urkundlich im Jahre 1325 erstmalig erwähnten Dorfes Steinberg freigegeben. Kein Wunder daher, daß die dortige Bevölkerung sich seit Jahrhunderten auf das „gamsriegeln“ und „gamsbirschen“ ganz

meisterhaft versteht. Für die Ausübung des Jagdrechtes auf Gemswild hatte jedes Haus in Brandenberg und Steinberg später eine minimale Abgabe nach Rattenberg ins Pflegeramt zu entrichten. Wurde darauf vergessen, hatte es auch nicht viel auf sich, sofern nur sonst der Wildbann respektiert wurde.

Ein weiteres Vorrecht jener Bevölkerung war die Befugnis, daß die Brandenberger kleine Streithändel unter sich schlichten durften. Es läßt dieses Privilegium darauf schließen, daß der Verkehr des Pflegers von Rattenberg mit den Brandenberger Wildnisbauern der Behörde nicht sonderlich angenehm gewesen ist, oder daß das bayerische Pflegeramt wenigstens nicht mit brandenbergischen Bagatellsachen behelligt sein wollte. Auffällig bleibt dieses Vorrecht, sich „zusammenraufen“ zu dürfen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Behörden um die nichtigsten Dinge allenthalben zu kümmern pflegten. Nur die Aufzählung jener Gebote und Verbote, unter welchen die Polizeistunde für Wirtshäuser nicht die kleinste Rolle spielte, allein würde ein Buch füllen. Man rührte zweifellos in Ratten-

berg keine Hand, wenn droben in Brandenberg in Raufhändeln die Haare flogen. Weniger angenehm aber dürfte es für die Bürger von Rattenberg gewesen sein, wenn sie Geschäfte mit jenen Wildnisbauern abzuwickeln hatten. Hier stand ein gefährliches, höchst sonderbares Vorrecht in Geltung, welches es den Brandenbergern ins Belieben stellte, unbequeme Gläubiger und sonstige unangenehm gewordene Leute einfach — tot zu schlagen. Jenes bayerische Privilegium für das heute tirolische Brandenberger Tal gestattete der dortigen Bevölkerung, Leute, auch Fremde, „vor welchen ihr grauste", schlankweg einzufangen. Wehrte sich der Gefangene, und das wird wohl jeder getan haben, der in Bauernfänste geriet, so waren die Brandenberger laut Privilegium berechtigt, den „grauslichen" Gefangenen — tot zu schlagen, ohne daß diese privilegierte Handlungsweise auch nur im geringsten irgendwelche Folgen für die Totschläger hatte. Das Vorrecht besagte lediglich, daß die Brandenberger für solchen Totschlag eines grauslichen Fremden „nur Gott, nicht aber der (bayerischen) Herrschaft Rechenschaft schuldig" seien.

Es läßt sich denken, daß mancher unbequeme Besucher als „Fremder“ angesehen wurde, vor welchem dem Brandenberger „grauste“. Leider existieren keine Aufzeichnungen, in welchen Fällen jenen Waldbauern bis zum Totschlag „gegraust“ hatte, denn die Behörde ging das ja nichts an.

Heute ist jenes Brandenberg ein vielbegangenes Tal, ein Sommerfrischort, eine Idylle für so manchen Fremden, der ahnungslos auf historisch interessanter Gemarkung wandert. Es mag ja sicher auch heutzutage vorkommen, daß einem Brandenberger Bauern vor einem Fremden „graust“, die Zeiten des privilegierten Totschlages sind aber für immer vorbei.

Zur Wanderzeit kann es nicht schaden, die Erinnerung an das Brandenberger Privilegium aufzufrischen, weil es sehr leicht möglich ist, daß anjetzo einem zu Brandenberg in Meereshöhe von 917 Metern eingeregneten Fremden — „graust“. Für diesen Fall existiert jedoch kein Privilegium und hat kein Vorrecht bestanden.



Hendlpartie.

Obgleich ein Gebirgler-Sprüchlein sagt: Hühnerfleisch macht Gicht, gilt für viele Menschen eine Hendlpartie als Hochgenuß. Auf reichsdeutschem Boden gelten Brathühner, womöglich am Spieß gebraten, als hervorragende Delikatesse, während im österreichischen Gebirg Backhühner einen ziemlich hohen Rang einnehmen. Je zarter im Monat Mai so ein Hendl ist und knusperig gebacken, desto größer die Lust und der Respekt des Hungrigen. Wer z. B. sich im Unterinntal herumtreibt, kann unschwer nach den Hühnern bemessen, auf welchem Gebiet er sich befindet. Backhühner, gebackenes Kitz, überhaupt Gebackenes und panierte Schnitzel künden immer schwarzgelbes Staatsgebiet, auch wenn Bier auf dem Tische steht und der Grenzpfahl nicht zu sehen ist. Der

Braten, vielfach oft nur eine euphemistische Bezeichnung für Gesottenes, mit einer braunen Verlegenheitstunke darüber, welche die heilsam-kräftigende Mitwirkung von Liebigs Fleisch-Extrakt sehr gut gebrauchen könnte, weist nach Bayern und — einem Kochbuch.

Gewiß wäre es ein unbilliges Verlangen, überall à la Wien gekocht zu bekommen, aber Tatsache bleibt, daß die Küche im bayerischen Gebirg der Tiroler Kochkunst selbst im letzten Dorf beklagenswert nachsteht. Wer viel hinüber und herüber pilgert, wird die gleiche Wahrnehmung gemacht haben. Die besten Kochbücher werden da nichts ändern. Und käme je eine tiroler Köchin in ein oberbayerisches Wirtshaus zur Praxisausübung: die Küchenverhältnisse würden auch nicht andere, denn einmal ist die Fleischausschrotung z. B. beim Kalb eine so grundverschiedene — vergleiche die Zerteilung des Schlegels à l'autrichienne mit der bayerischen Manier — daß an ein regelrecht österreichisches Schnitzel gar nicht gedacht werden kann, zweitens liebt der oberbayerische Gaumen Backfleisch nicht besonders, die herrlichsten Backhühner bleiben unverstanden, es

fehlt an der Würdigung, und drittens kommt es überhaupt nicht vor, daß eine tiroler Köchin nach Bayern geht außer auf einer gelegentlichen — Wallfahrt. Tirol für die Tiroler, d. h. mit der Erweiterung, daß die Fremden ungehindert Herz und Gaumen laben dürfen im tirolischen Paradies.

Ein tirolisches Backhuhn will nach allen Seiten hin gewürdigt sein. Die Zubereitung ist ein tirolisches Spezifikum, das gottlob auch in Deutschösterreich bekannt ist, es gibt Backhendl in Österreich, soweit die deutsche Zunge klingt. Ja nicht zu groß, darf ein richtiges Backhuhn nicht zu lange im Schmalz bleiben, nicht dunkelbraun werden. Junger Kopfsalat, im Notfalle Brunnkresse oder Rabunselsalat sind unerläßliche Attribute. Der Kenner wird im Moment des Auftragens nach der Leber forschen und die Entdeckung machen, daß diese fehlt. Dieser Mangel steht mit tirolischer Biederkeit im schärfsten Gegensatz, ist aber seit etlichen Jahren Landesbrauch geworden, und erklärt sich am nächsten Tage entweder durch eine Minestrasuppe mit Hühnerleber oder durch ein Hühnerragout. Wer wie Shylok auf seiner Hühnerleber besteht, wird sich freilich

nicht beliebt machen, kämpft aber für eine gerechte Sache. Bezahlt wird das ganze Huhn, also gehört die Leber dazu.

Der Kardinalpunkt bei einer Hendlpartie ist die Gewißheit, daß die jungen Hühner zwei Stunden vor der Mahlzeit noch munter sich ihres Lebens freuten. Der Hendlfreund wartet geduldig und gern, ja er freut sich, wenn die Verzweiflungsrufe der Opferhühner die Stille des Dorflebens wirkungsvoll unterbrechen. Das mag grausam erscheinen, entspricht aber dem Leben und der Wirklichkeit, und gehört zur richtigen Hendlpartie, wie das Öl zum Salat.

Anders, ganz anders ist aber die Sache, wenn ein Wanderer in ein Dorf kommt und auf die Frage nach Eßbarem zur Antwort erhält: „Backhendl!" Der Kenner der Verhältnisse wird augenblicklich fragen, ob die Hühner schon abgestochen sind. Wird diese wichtige Frage verneint, dann warte der Gastfreund und freue sich.

Anders, ganz anders ist es, wenn diese Entscheidungsfrage bejaht wird. Sofort muß der Wanderer eine neue Frage an die Kellnerin oder Köchin richten, er muß — bei seinem Heile sei

es beschworen — fragen, ob der Wirt — krank sei. Wird diese Frage verneint, dann, Wanderer, laß dir ein Schnitzel, einen Rostbraten, einen Schmarren, Rühreier oder was du willst, machen, nur iß kein Huhn, denn die Erfahrung lehrt: Gibt es in einem tirolischen Wirtshause auf Vorrat ein abgestochenes Huhn, so ist entweder der Wirt krank oder das Hendl ist's gewesen.



Handlungsreisende im Gebirg.

Seit reichlich zwanzig Jahren gewohnt, das Leben im Hoch- und Mittelgebirg auf zahllosen Reisen, Wanderungen, sowie bei oft monatelanger Domizilierung in der Alpenwelt scharf zu beobachten und die Ergebnisse genauestens schriftlich zu fixieren, ist es mir nicht entgangen, daß der Gebirgler einer Menschenspezies gegenüber eine geradezu verblüffende Geringschätzung an den Tag legt, und zwar den Musterreisenden, die im Frühjahr und Herbst ihre strapaziösen Touren anzutreten und das sehr zweifelhafte Vergnügen haben, die Krämer und Kaufleute im Gebirge zu besuchen, neue Muster ihrer Branche vorzulegen und Geschäfte zu entrieren.

Ich erinnere mich speziell eines Vorfalles, bei dem ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen,

und der typisch ist für die unbegreiflich scheinende Geringschätzung von Menschen, die doch ihrer Bildung zufolge turmhoch über Knechten und Kramladeninhabern stehen. Ich kam abends in dem einsamen Bahnhofe zu G. (Steiermark) an, wo der sogenannte Posthansl infolge meines Telegrammes bereits meiner harrte und mir das Handgepäck abnahm. Ich hatte der Billigkeit halber lediglich ein Einspännerwägelchen bestellt, war daher überrascht, einen Zweispänner-Landauer vorzufinden, und äußerte die Frage, warum Hansl mit zwei Pferden und dem viersitzigen Wagen zur Bahn herabgekommen sei. Trocken erwiderte der Postknecht, daß er zu einem früheren Zuge hinaus ins Salzburgische eine „Fuhr“ gehabt habe: „zwei Herren und zwei Handlungsreisende.“

Unwillkürlich rutschte es mir heraus: „So? Sind denn die Handlungsreisenden keine Herren?“

Der Postknecht erwiderte: „Na!“, kletterte auf den Bock und rief: „Hüh!“

Die scharfe Unterscheidung zwischen „Herren“ und „Handlungsreisenden“ gab mir zu denken, sie reizte mich, nach dem Grunde solcher auffallen-

der Trennung zu forschen. Eine Zigarre bewirkte wohl ein freundliches Lächeln des Posthansls, aber auf eine Diskussion des mich interessierenden Themas ließ er sich nicht ein. Und eine direkte Frage brachte mir nur die im Brustton der Überzeugung gesprochene Versicherung: „A G'schäftsreisender ist nie a Herr!"

Den Abend verbrachte ich zunächst in Gesellschaft des Gasthofbesitzers und Postmeisters, der, wie landesüblich, eine Krämerei mit Schnittwarengeschäft ꝛc. nebenbei betreibt. Als Kenner von Land und Leuten im Gebirg ging ich wie die Katze um den heißen Brei herum, redete hübsch von ganz anderen Dingen, bis das Thema berührt werden und ich fragen konnte, wer mit dem Landauer zur Bahn gefahren worden sei. Die Antwort lautete in geringschätzigem Tone genau wie beim Postknecht.

„Also zwei Beamte, die Herren —?" fragte ich.

„Ja, natürlich!"

„Und die anderen zwei Herren?"

„Sell waren nur zwei Handlungsreisende!"

„Sind das keine Herren?"

„Na!"

„Die Handlungsreisenden wollten wohl mit Ihnen als Kaufmann Geschäfte machen?“

„Ah na! Sie waren beim M. (Inhaber eines größeren Kaufgeschäftes, das alle erdenklichen Waren führt). War mir z'wider (unangenehm) genug, daß die zwei fahren wollten und gar mit den Herren! Sonst laufen die allweil zu Fuß, die Dätenschinder (Diätenschinder)!“

„Aber, Herr Postmeister! Den Beamten wird auf kurzer Fahrt wohl nichts von der Würde weggekommen sein, und die Handlungsreisenden werden die Fahrgebühr mit gleich gutem Geld bezahlt haben, nicht?“

„Das schon, natürlich haben sie bezahlt, ich hab sogar um zwanzig Kreuzer per Nas' mehr verlangt, als wie für andere Pataschеer (Passagiere)!“

„Na also!“

„Jo, es paßt sich halt doch nicht, — waren G'schäftsreisende!“

Der Eintritt des Bezirksrichters, den zu sprechen ich die Reise gemacht, vereitelte weitere Zwiesprache. Als die Unterredung beendet war, bat ich den alten Gerichtschef um eine Aufklärung

über die sonderbare Geringschätzung der Handlungsreisenden hierzulande.

Eine spezielle Ursache hiezu vermochte der Bezirksrichter nicht anzugeben, dagegen bestätigte er aus eigener Wahrnehmung, daß solche Geringschätzung allenthalben in Gebirgsländern verbreitet sei.

Tags darauf hatte ich in einem tirolischen Städtchen zu tun, und stapfte die Steintreppe zur Bezirkshauptmannschaft hinauf, als aus einem Zimmer, dessen Türschild die „Registratur" ankündigte, ein Mann gestoßen wurde, der trotz der handgreiflich groben Behandlung staunenswert höflich blieb und dem Kanzleidiener Reverenz erwies.

Wenige Augenblicke später befand ich mich beim Amtschef, und spielte ich sofort auf die askalonische Beförderung aus der Registratur an. Die Antwort war eine lebhafte Klage über das Agenten-Unwesen und Überlaufen-werden; besonders die Beamtenschaft auf dem Lande würde geradezu gepeinigt, alle Tage komme ein anderer Agent oder Geschäftsreisender, man könne sich vor deren Zudringlichkeit gar nicht anders als durch Hinauswurf retten.

Das klang nach einer Lösung des Rätsels, doch wollte ich vor allem den Unterschied zwischen Agent = Hausierer und Handlungsreisenden festgelegt wissen.

Mit aller Bestimmtheit jedoch erklärte der Beamte beide Kategorien für identisch.

Einen Fingerzeig hatte ich nun. Freilich, bei solcher Auffassung des Berufes der Handlungsreisenden, bei völliger Gleichstellung eines ehrenwerten Standes mit zudringlichen Hausierern, dieser Landplage der Alpenländer, kann es nicht Wunder nehmen, daß selbst ein Holzknecht seiner Verachtung einem — Geschäftsreisenden gegenüber bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit verletzenden Ausdruck gibt.

In Österreich ist es tatsächlich auch arg mit dem Agentenwesen. Einen krassen Fall möchte ich da noch erzählen: Ich kam von langer Hochgebirgswanderung erschöpft in ein weltentlegenes Dörflein, das nicht einmal ein Wirtshaus besitzt. Es mußte der alte Pfarrer um Unterkunft für eine Nacht gebeten werden, die bereitwilligst gewährt wurde. Daß jener Pfarrer nicht viel besser wie ein Bettler lebt, sei hier nicht weiter ge-

schildert. Von der nächsten Bahnstation ist der arme Priester gut sechs Stunden entsetzlichsten Weges entfernt; diese Entfernung hindert aber die Agenten nicht, den Pfarrer zu besuchen und ihm das Unglaublichste an Waren aufzunötigen. Zeigte mir der Priester doch einen Pack — Visitenkarten, die ihm per Nachnahme von etlichen Gulden aufgehalst wurden, überraschenderweise aus — München. Der Fall interessierte mich nun doppelt, und die Untersuchung ergab ein verblüffendes Resultat: Ein Agent in Gummistempeln, reichsdeutscher Staatsangehöriger ohne österreichischen Hausierschein, lief sämtliche Seitentäler jener Hochgebirgsgegend ab, schwätzte Lehrern und Geistlichen Visitenkarten auf, nahm eine Anzahlung von mindestens einem Gulden und gab der Münchener Firma (nicht ersten Ranges!) Auftrag, per Nachnahme von X Mark betreffenden Leuten Gummistempel oder Visitenkarten zu liefern. Mit welcher „Schlamperei" geliefert wurde, beweist die Tatsache, daß jener Pfarrer statt des ober seinem Namen gewünschten Kelches, als Signum des katholischen Priesterstandes, Visitenkarten mit dem Wahrzeichen der Schäffler (Böttcher), also mit

einem Bottich als Klischee-Ausdruck bekam. Mit welcher „Verehrung" der reingefallene Pfarrer von „Handlungsreisenden" sprach, kann man sich unschwer denken. Auch auf Selbsthilfe war so ein von Agenten heimgesuchter Einöd-Pfarrer bedacht gewesen, indem er den Gockelfedernhut eines Gendarmen erwarb und den Hut als Abschreckungsobjekt in das der Haustüre zunächst befindliche Fenster stellte. Die Gendarmerie-Kopfbedeckung bewirkte regelmäßig, daß „Handlungsreisende" ohne österreichischen Hausierschein schleunigst verschwanden, dito Handwerksburschen und Bettler.

Meine Meinung geht nun dahin, daß die dem ehrenwerten Stand der wirklichen Handlungsreisenden vom Bergvolk gezeigte Geringschätzung auf das Konto der Hausierer, in Österreich Agenten genannt, zu setzen ist, und daß die wirklichen Handlungsreisenden nicht oft und nicht energisch genug gegen eine Identifizierung mit solchen Quälgeistern protestieren können. Viel wird das ja nicht nützen und eine Wirkung dürfte so rasch nicht zu spüren sein; mit der Zeit aber wird ein Wandel und Umschwung in der öffentlichen Meinung sicher eintreten. Freilich wäre es dabei nicht

ohne, wenn manche Firmen nicht ganz junge Herren entsenden würden, die kraft ihrer Jugend noch zu Scherzen geneigt sind, deren Betätigung ihnen das Epitheton eines „Grashupfers" unfehlbar einträgt und damit ein Mindermaß von Respekt. Man muß es selbst beobachtet haben, um zu wissen, wie sich das Verhalten des Gebirglers ändert im Verkehr mit ganz jungen oder Leuten gesetzteren Alters. Ein Unterdrücken der Ulksucht bei ganz jungen Herren auf Touren im Gebirg wäre anderseits auch zweckdienlich im eigenen Interesse. Niemand ist empfindlicher gegen Verulkung, als der Gebirgler und niemand rachsüchtiger als der Älpler, wenn er von „Grashupfern" hineingelegt worden ist. Mancher Reisender wird das hinterdrein im Geschäft gemerkt, aber unbegreiflich gefunden haben.



Teufelswache.

Einer der ältesten Orte des bayerischen Oberlandes ist das von Fremden sommers über stark besuchte Dorf Mittenwald an der jungen lichtgrünen Isar, zu Füßen des majestätischen Karwendelstockes und hart an der tirolischen Grenze. Rätier bevölkerten die prächtige Gegend und das einst mitten im Wald gelegene Dorf, bis die römischen Legionen jenen Volksstamm unterjochten, von deren Bautätigkeit allenthalben Beweise aufgefunden worden sind. Der wachsende Verkehr hat manches in Sitte und Brauch der Bewohner des obersten Isartales verwischt, darunter auch den felsenfesten Glauben der Mittenwalder an die gewaltige Macht des Satans über ungetaufte Kinder. Der Gewalt des Teufels pflegten die Dörfler insofern menschlich mögliche Gewalt ent-

gegenzusetzen, als sie nach deutscher Art zum biederen deutschen Schwert und Harnisch griffen. Es war Grundsatz, in Wehr und Harnisch Wache zu halten gegen Teufels Einfluß, wenn sich ein Kind ungetauft über Nacht im Hause befand, denn der Schwarze mit dem Pferdefuß behielt solange Gewalt über den Neuling, bis dieser Christ geworden. Und jede Mittenwalder Hebamme pflegte nach Rückkehr vom Taufbecken das Kind der Mutter mit dem feierlichen Worte zu übergeben: „Einen Heiden haben wir fort, einen Christen bringen wir wieder!“ Da alle Mittenwalder in der guten alten Zeit am alten Brauch der Teufelswache festhielten, konnte und wollte der alte Zacher keine himmelschreiende Ausnahme machen, als ihm nach dem abendlichen Aveläuten in seinem gegen Scharnitz zu gelegenen Häuschen weit ab vom Dorf ein Knäblein geboren wurde, dessen Taufe sich am selbigen Abend aus mehrfachen Gründen nicht mehr betätigen ließ. Der Eintritt des jungen Zacher in die Bergwelt brachte Ungelegenheiten genug mit sich. Einmal hätte Zacher senior eher an einen Einsturz des Karwendels und Wettersteins gleichzeitig geglaubt als

an einen Familienzuwachs in seinem Alter, wo sich die Friedhofsblümeln (graue Haare) bereits in den Bart gemischt. Dann bringt das Geburtsdatum heillose Verlegenheit im Haus, weil Zacher jetzt am späten Abend nicht in der Lage ist, die zur Teufelswache nötigen zwei Harnischmänner aufzutreiben. Das Gebrumm, daß Zacher junior auch bis zum Morgen mit seiner Ankunft hätte warten können, nützte nun so viel wie gar nichts, der Knirps ist einmal da, und muß die Nacht hindurch gegen Belzebubs Gewalt und Unheil bewacht werden. Einen Augenblick hatte der alte Zacher im Sinn gehabt, trotz vorgerückter Nachtstunde den Kaplan aus dem Pfarrhof zur Vornahme einer sozusagen Nottaufe herbeizuholen; davon wollte aber die Kindesmutter absolut nichts wissen, und die Hebamme riet davon entschieden ab von wegen der Kosten und des pfarrherrlichen Zornes über fürnehme Manieren eines simplen Bergbauers. Außerdem sei der Neugeborene geradezu infam gesund und kräftig, es könne von einer Gefahr und Nottaufe gar keine Rede sein. Aus der ganzen Rede leuchtete dem alten Zacher der Hinweis auf die Kosten am raschesten ein,

und willig ließ er den Gedanken auf eine beschleunigte Christianisierung seines Sprößlings fallen. Und wegen der Harnischmänner, meinte die Hebamme nach Beendigung ihres Geschäftes, sei es wohl nicht so gefährlich, und der Kindesvater könne ganz gut selber die Teufelswache halten, was auch der Wöchnerin zu gute komme, falls diese etwas benötigen sollte in der Nacht. Immerhin wollte die Hebamme sehen, ob sie auf dem Heimweg etwa zwei Burschen treffe und zur Übernahme des Harnischdienstes veranlassen könne. Dem sich entfernenden Weib rief Zacher nach, daß er ihr die Guttat morgen mit Gamswild noch vergelten werde, und suchte dann in seiner geheimen Waffensammlung nach dem Schwert zur Teufelswache. Beim ersten Griff ins Arsenal faßt Zacher den alten Vorderladerstutzen, der ungeputzt von letzter geheimer Gamsbirsch ins Versteck gegeben worden ist. Zur Gewehrreinigung hat Zacher, durch die Ankunft des jüngsten Sprößlings überrascht, eben noch nicht Zeit gefunden und auch dazu nicht, das glücklich ungesehen herabgebrachte Gams im Keller aufzubrechen. Ein Schwert besitzt nun Zacher senior nicht, aber einen alten

Säbel aus dem Befreiungskriege, mit dem man die Teufelswache wohl ebenso gut halten kann. Also packte Zacher den Säbel, stapfte in die Wochenstube, entzündete zwei geweihte Kerzen, stellte sich in Positur und hielt mit präsentiertem Säbel nach altem Glauben und Brauch die nächtliche Teufelswache.

So ein Herwarten und Passen ist immer ein unliebes Ding, und die Stunden bekommen eine Länge, die im umgekehrten Verhältnis zu zu den im Wirtshause verbrachten Stunden steht. Auch fühlte sich Zacher schläfrig wie noch nie, die Augendeckel fielen alle Augenblicke zu, der Mund öffnete sich im Gähnen weit, so weit, daß zwei Tiroler Knödel auf einmal eingeschoben werden könnten. Wenn man bei dieser Teufelswache wenigstens schnapseln dürfte, aber das ist ebenso wie das Dampfeln (Pfeiferauchen) verboten weil Schnaps und Tabak den Teufel herbeilocken. Die Kindesmutter schlief den Schlaf des Gerechten und der jüngste Zacher nach dem wohltätigen Bade gleichfalls. Die übrigen Kinder liegen in der Stube des oberen Gadens. Zacher mußte sich zeitweilig in die Ohrlappen zwicken, um wach

zu bleiben. Das Warten und Wachen ist schauerlich langweilig. Wenn der Schwarze nicht kommt, ist's eigentlich schade um die schönen und teuren Wachskerzen. Die Hebamme scheint die Harnischburschen nicht getroffen zu haben, sie müßten längst da sein. Jedenfalls kommt dem Zacher die selbst betätigte Teufelswache wesentlich billiger und die ersparten Groschen kann er morgen dafür selber vertrinken. Dieses Herpassen verdient auch eine flüssige Belohnung vollauf. Wie es aber wäre, wenn Zacher ein ganz klein wenig, ein Viertelstündchen nur, etwas „tunken" (hinschlummern, eine Art Halbschlaf) würde? Zur Vorsicht könnte Zacher ja vorher mit dem Säbel über der Bettstatt herumfuchteln und etwaig eingeschlichene böse Geister durch die Lufthiebe vertreiben. Kriegt so ein Teufelchen einen Säbelhieb ab, dann gibt es sicher auf eine Viertelstunde Ruhe. Gedacht, getan. Zacher schlich sich auf den Zehen ans Bett der Wöchnerin, fuchtelte geheimnisvoll über sie und den Neugebornen in der Luft herum, stach wohl auch mit der Säbelspitze gegen die eisbekrusteten Fenster hin, er nahm die schartige Waffe dann in seine Arme und setzte sich in den

alten Lehnstuhl, um nun ein klein wenig zu tunken. Die Kerzen knisterten, und die Uhr tickte in gleichmäßigem Tempo.

Was war das? Zacher fährt auf und horcht in die stille Nacht. Sein Weib ist unruhig geworden, auch der Ungetaufte rührt sich: sollte ein teuflischer Geist nun doch zwischen die Fensterfugen hereingekrochen sein?! Zacher fuchtelte wie besessen in der Stube herum, hörte aber plötzlich auf, denn es ist ihm, als sei unten im Keller etwas los, ein unheimlich Geräusch von Tritten, ein geisterhaft Rumoren. Es wird der Teufel doch nicht durch den Keller in die Wochenstube eindringen wollen? Zacher suchte die Dielenritzen ab und stellte sich mit gezücktem Säbel gegen die Tür, um dem Teufel hier den Eintritt zu wehren, falls Belzebub so bequem sein sollte, durch die Tür in die Stube kommen zu wollen. Stundenlang verharrte Zacher in dieser ermüdenden Ausfalls- und Hiebsstellung, dann aber erlahmte ihm der Arm, der Säbel entfiel seiner verkrampften Faust und schlug klirrend am Fußboden auf. Die Wöchnerin erwachte und fragte erschrocken, was es gäbe.

Im selben Augenblick ertönte ein Schlag von da unten herauf, wie wenn die Kellertür ins Schloß geworfen worden wäre.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" stammelte Zacher und faßte den Säbel aufs neue zu treuer Glaubenswacht, bis mit dem anbrechenden Morgen jegliche Teufelsgefahr für den Ungetauften erlischt. Und wie die Sonne über die verschneiten Gefilde lachte und die Bergriesen vergoldete, suchte Zacher seinen Keller ab, um zu ergründen, was der Spuk zu bedeuten hatte. Welcher Schreck! Der Teufel war richtig da in verwichener Nacht, doch hat er statt des Ungetauften das gestohlene Gams mitgenommen! So ein Glück! Die Teufelswache hat also doch ihr gutes, und am alten Glauben muß man festhalten!

Jenseits der Grenze aber taten sich zwei Tiroler Burschen gütlich am billig erworbenen Gamsbraten, den sie bei dieser „Wache" so bequem mitnehmen konnten.



Das höchste Vergnügen.

Die Frage, welcher Art die Vergnügungen unserer Alpenbewohner zur Winterszeit sind, ist leicht zu beantworten: Eisschießen, Zimmerstutzenschießen, Taroken (ein Kartenspiel in Bayern), bieten und perlaggen (Kartenspiele in Tirol), und in bayerischen Bergen der Bierkonsum an Feiertagen und sonst bei geeigneten Anläßen. Es gibt aber noch ein besonderes Vergnügen, das nicht allgemein bekannt ist, und dieses ist das in angeborner Spottlust wurzelnde sogenannte „Auftreiben". Kommen kernfrische, kraftstrotzende Bergburschen beim Bier zusammen, so wird es nicht allzulange währen, und ein Opfer zum „auftreiben" ist gefunden. Was der Norddeutsche „verulken", der Österreicher „frozzeln" nennt, auf bayerisch heißt die Gier, jemand zu verspotten,

mit Hohn, grobem Scherz aufzureizen und in Wut zu bringen: „auftreiben“. Nicht überall und nicht in gleich starkem Maße tritt diese nahezu unbezähmbare Spottlust zutage; auffallenderweise ist die Auftreibgier dort zu finden, wo die Bevölkerung weder Sinn noch Gelegenheit zum Theaterspielen hat. In Gegenden, dessen Dörfer ihre eigenen Theaterstädel haben und das „Kamediespiel“ emsig und mit unleugbarem Talent gepflegt wird, ist von der Auftreibwut wenig oder gar nichts zu merken. Es scheint sonach die Spottlust auch der Langweile zu entspringen, ein heißersehntes Mittel zur Vergnügung zu sein mangels einer anderen Unterhaltungsart.

Daß ein Auftreiben immer derb inszeniert und grob durchgeführt wird, versteht sich bei Kraftmenschen und im Hochgebirg von selbst, man kann von Gebirglern nicht zarte Gespräche und sanfte Scherze erwarten und verlangen. Versteht es ein Bursch jedoch, das erwählte Opfer auf eine schlaue, gewissermaßen feinere Weise einzufangen und „steigen“ zu lassen, so daß der Apostrophierte wenigstens eine Weile hindurch nichts von der Verulkung merkt, so steht ein solcher

Bursch im Renommee eines „guten Auftreibers“ und demgemäß in großem Ansehen. Gibt der „gute Auftreiber“ unter dem Siegel der Verschwiegenheit im Freundeskreise bekannt, daß er eine Persönlichkeit am nächsten Sonntag, selbstverständlich im Gasthause „steigen“ lassen werde, so scheut die Burschenschaft weder Unwetter noch schlechte Wege, um des „Auftreib“-Vergnügens teilhaft werden zu können. Mancher ob des starken Besuches erfreute Wirt wird wohl erst hinterdrein gewahr worden sein, warum er so viele Gäste in seiner Stube hatte. Wurde die Auftreiberei aber gut durchgeführt, so konnte nur ein mit dieser Gepflogenheit spottsüchtiger Gebirgler sehr vertrauter, gerissener Wirt die Frequenzveranlassung merken. Gewöhnlich merken die Wirte aber nichts in ihrer Freude über den starken Besuch und erhöhten Gerstensaftverbrauch.

Eine wahllose Auftreiberei fällt immer derb, ja roh aus; sie entbehrt jeglichen Reizes und endet mit Radau, doch wird selten gerauft und — zur Ehre unserer Gebirgler sei es konstatiert — nie gestochen. Wird eine Frauensperson zum Opfer der Verulkung auserkoren, so hat die „Hetz“

nur dann einen gewissen Reiz für die Zuhörer, wenn das Opfer im Besitze einer scharfen Zunge, also schlagfertig ist und sich in Zorn und Wut treiben läßt. Der Spaß verunglückt immer, wenn die betreffende Person kühl bleibt oder den Auftreiber dadurch hineinlegt, daß ihm die Verulkungsabsicht in das verdutzte Gesicht gesagt wird. Solche Fälle kluger Erkenntnis und Selbstbeherrschung sind jedoch selten; daher blüht die Auftreiberei, welche nur vor Amtspersonen Halt macht.

So ziemlich das dümmste, was man solcher Spottlust gegenüber tun kann, leistete der Gastwirt eines bayerischen Alpendorfes vor einigen Jahren im Winter, indem er vor Zeugen erklärte, daß es unmöglich bleibe, ihn aufzutreiben, ihm einen Schabernak zu spielen. Die Burschenschaft faßte diese Äußerung als Aufforderung auf und organisierte sich förmlich ad hoc. In aller Stille wurden Pläne geschmiedet, die Rollen verteilt.

Beim nächsten Burschenball, einer echt alpinen Tanzunterhaltung, fiel es dem Gastwirt alsbald auf, daß sich kein rechtes urwüchsiges Leben entwickeln wollte. Wohl hockten die Burschen qualmend und schwätzend beisammen, doch wurden keine

Speisen bestellt, der Bierkonsum blieb auffallend gering, die Dirndeln hatten keine Tänzer, wiewohl Burschen mehr als genug anwesend waren. Die Situation erschien dem Gastwirt sogleich verdächtig, er nahm einen als Auftreiber bekannten Burschen namens Xaverl aufs Korn und behielt ihn im Auge. Mählich ward der Wirt ob des miserablen Geschäftsganges ärgerlich, und spitzig fragte er den Xaverl, ob der Bursch etwa absichtlich den Durst zu Hause gelassen habe.

Xaverl zuckte die breiten Achseln und schwieg.

Unvorsichtig höhnte der geärgerte Wirt: „Und du willst ein renommierter Auftreiber sein?!"

Zur Überraschung des Gastgebers reagierte ein kleiner armer Bursch, seines Zeichens ein Holzknecht, eine Persönlichkeit, die noch niemals den Mund aufgemacht, dazu wegen der Armut gar nicht berechtigt hätte sein können. Der kleine Seppei erkühnte sich, zu sagen, daß man zum Burschenball ein besseres Bier erwartet habe, den verzapften Plempel nicht trinken möge und nun gezwungen sei, ins Bräuhaus (das Bergdorf hat eine kleine Brauerei) zu gehen.

Die gesamte Burschenschaft stimmte gröhlend bei.

Der Konkurrenzneid sowie die Sorge, den Profit der Ballnacht geschmälert zu sehen, veranlaßten den Wirt zu einer heftigen und gepfefferten Gegenrede, in welcher er sein aus einer auswärtigen Landbrauerei bezogenes Bier über die Maßen lobte, dagegen über das Gesöff des Dorfbräuers weidlich loszog und dem Knechtl Seppei jede Fähigkeit in der Beurteilung des Gerstensaftes, sowie das Recht einer Meinungsäußerung absprach.

Auffallenderweise steckte Seppei diese Grobheit wortlos ein; es reagierte ein anderer Bursch, der Girgl, mit der Bemerkung, daß der Dorfbräu den größten Zulauf haben würde, wenn man dort auch was Warmes zu essen bekäme.

Die Auftreiberei nach planmäßiger Verabredung war im Gange, doch das Opfer merkte nichts. Im Zorn ließ sich der Wirt ein Glas Bier reichen, hielt es gegen das Petroleumlicht, pries den prächtigen Glanz dieses Gebräus, und trank das Glas auf einen Zug leer.

Allgemeines Gelächter, welches den Gastgeber geradezu erbitterte und veranlaßte, die Gattin in der Küche aufzusuchen, um den ärgerlichen Fall zu besprechen.

Nach einer Weile erschien der Wirt wieder und verkündigte, daß er zum Beweise seines Wohlwollens und der Güte seines Bieres einen 30 Liter-Banzen spendiere.

Unter normalen Verhältnissen würde diese Ankündigung ein brausendes Hallo hervorgerufen haben. Diesmal stand Seppei auf und erklärte, daß man das Angebot nur annehme, wenn die Burschen sich ein Fäßel selbst aus dem Keller holen dürfen.

Der Zorn des Gastgebers steigerte sich ob dieses Mißtrauensvotums zur Wut; doch die Angst um den Gewinnentgang bewog den Wirt, die Erlaubnis zu erteilen.

Jetzt kam Leben in die Burschen; johlend bezog die Mehrzahl den Tanzsaal, während eine kleine abkommandierte Schar sich im Keller und Hausflur zu schaffen machte. Das Fäßchen wurde von den Burschen selbst heraufgebracht und angestochen. In kaum einer Viertelstunde war es geleert. Der Durst schien sich jetzt erst zu entwickeln, ebenso der Hunger. Die Bestellungen liefen massenhaft in der Küche ein.

Und die Burschen waren nun die Gefälligkeit

selbst; sie schleppten die Fässer in den Tanzsaal, verrichteten Zäpflerdienste und beförderten die geleerten Banzen mit aller Geschwindigkeit wieder in den Flur des behäbigen Hauses, wo es ziemlich dunkel war. Die Kellnerin wurde gezwungen, lediglich die Speisen herbeizuschleppen.

In fröhlichster Laune ward gezecht und getanzt bis gegen Morgen. Und der höchlich zufriedene Wirt zechte tapfer mit. Seine Laune steigerte sich zum Wohlgefühl, als er sah, daß zum Schluß jeder Bursch ordnungsgemäß seine Zeche an die Kellnerin bezahlte. Um fünf Uhr früh konnte das Haus geschlossen werden.

Gegen Mittag, als der Wirt mit einem Brummschädel in die Gaststube kam, fragte der Hausknecht, ob die leeren fremden Banzen zum — Dorfbräuer gebracht werden sollen. Jetzt wußte der Gastgeber, daß er in ausgiebiger Weise das Opfer einer grandiosen Auftreiberei geworden war. Für den Spott in der ganzen Gegend brauchte er nicht zu sorgen; die Burschenschaft aber hatte sich ein nach ihrer Meinung großes Vergnügen bereitet.



Ein schwieriger Vergleich.

Im Landgericht älterer Ordnung zu G. im bayerischen Gebirg (Anfang der fünfziger Jahre) herrschte gedrückte Stimmung. Se. Gnaden der Herr Landrichter waren übel gelaunt, weil es absolut nicht gelingen wollte, in einer höchst verwickelten und einrissigen Entwässerungssache die Gemeindeangehörigen eines Dorfes zum gewünschten Beschluß zu bringen. Einmal war bereits der erste Assessor in jener Berggemeinde auf Kommission gewesen und ohne Resultat heimgekehrt. Daher beschloß der Landrichter, die fatale, von der Regierung bereits monierte Sache selbst in die Hand zu nehmen, und zu diesem Behufe war der Bürgermeister jenes Dorfes aufs Landgericht zitiert worden.

Wenn Se. Gnaden in der Kanzlei auf- und

abgehen, ist das immer ein Zeichen der Erregung; diesmal lief der Landrichter wie ein Eisbär im Käfig hin und her, und der Ortsvorsteher drehte gehorsam den Kopf stets in gleicher Richtung.

Grimmig äußerte Se. Gnaden: „Das ist ja grad, als wären lauter Ketzer in der Gemeinde! .. So eine Bockbeinigkeit ist mir in der langen Praxis nicht vorgekommen!“

„Sehr wohl, Gnaden Herr Landrichter!“ stimmte der Bürgermeister bei.

„Aber es muß ein End hergehen! Die Drängelei von oben hab ich jetzt dick und euch auch, ihr verflixten Querköpf!“

„Sehr wohl, Gnaden Herr Landrichter!“

„Ich brauch Seine Zustimmung nicht! Das heißt: in der Entwässerungssache muß Er meiner Meinung sein, verstanden?!“

„Sehr wohl, Gnaden Herr Landrichter!“

„Maul halten, wenn Er mit mir redet! Also ich bestimme einen neuen Termin auf den nächsten Montag, das ist am 21. Oktober! Ich werde selbst erscheinen zum Lokalaugenschein! Sorg Er dafür, daß alle Interessenten an Ort und Stelle erscheinen, red Er mit den Leuten, bring

Er ihnen bei, daß es nach unserem Vorschlag gehen muß. Die Gemeinde muß unter einen Hut gebracht werden, oder es soll der Teufel dreinfahren! Wer opponiert, hat es mit mir zu tun! Verstanden?!"

„Sehr wohl, Gnaden Herr Landrichter!"

Damit war der Bauernbürgermeister entlassen.

Gleich darauf stand der zitierte Gerichtsaktuar vor dem Gebieter und erhielt Befehl, sich für den 21. Oktober zur Kommission nach .... bereit zu halten und die Akten in der Entwässerungssache vorzubereiten.

„Er kennt doch die betreffende Gegend genau? Hat der von mir bestimmte Termin irgend einen Anstand?"

„Im Gegenteil, Gnaden Herr Landrichter!"

„Gut! Tu Er draußen sein möglichstes, wir müssen die Kerle rumkriegen!"

„Zu Befehl, Gnaden Herr Landrichter!"

Eine vorsintflutliche Chaise brachte am bestimmten Tage den Landrichter und Aktuar, sowie die Aktentasche in das Bergdorf, in welchem reges Leben herrschte, denn es wurde Nachkirchtag gefeiert.

Wie der Landrichter das merkte, ergoß sich sein Zorn über den Aktuar, dessen Pflicht es gewesen wäre, auf die Nachkirchweih aufmerksam zu machen. Zu ändern war nun nichts mehr, die Kommissionstätigkeit muß stattfinden.

Es hatte seine Schwierigkeit, die in Feiertagsstimmung befindlichen Dörfler aus dem Wirtshaus und an Ort und Stelle zu bringen. Von Nachgiebigkeit ist heute weniger denn je zu merken, ja es fielen, allerdings nicht in allernächster Umgebung des gefürchteten Landrichters, despektierliche Äußerungen im Sinne, daß man auf den Regierungsvorschlag huste und in aller Ewigkeit nicht nachgeben werde.

Der Augenschein, die Erörterungen nahmen Stunden in Anspruch. Der praktische Landrichter wußte, daß er keine Mittagspause gewähren dürfe, denn bekommen die Bauern in der Zwischenzeit Bier in den Leib, so werden sie noch bockbeiniger und völlig rabiat, außerdem wird es unmöglich sein, die Leute nach Tisch nochmals heraus zum Tobel zu bringen. So ward es Abend. Die leise Hoffnung des Kommissionsleiters, daß der Hunger die Leute nachgiebig machen werde, erfüllte

sich nicht. So blieb nichts anderes übrig, als die Verhandlung auf den nächsten Morgen zu verschieben und die Bauern für heute zu entlassen. Selbstverständlich wurde nun auch vom Landrichter das Wirtshaus aufgesucht und Quartier genommen. Der Aktuar gedachte die Nachkirchweih gründlich zu genießen, nur genierten ihn die Akten. Selbe offen liegen zu lassen, verbot die Gewissenhaftigkeit. Im Zimmer oben will er sie auch nicht deponieren, es ist der Tanzboden in der Nähe, und wenn auch kein Diebstahl, so doch ein Schabernack übermütiger Burschen möglich. So sprach denn der Aktuar mit der kugelrunden Wirtin, die sogleich den Küchenschrank, dessen oberstes Fach leer steht, zur Aufbewahrung der Akten anbot.

Mit Vergnügen akzeptierte der Aktuar, verstaute die Akten in diesem sicheren Behältnis und gab sich dann, aller Sorgen ledig, den Freuden der Nachkirchweih hin, bis mit Hilfe des Wirtes das Bett erreicht wurde. —

Nach einem erquickend tiefen Schlaf war der Aktuar der erste am Morgen auf und von einer gewissen Sorge erfüllt, sprang er hinunter zum Küchen-Aktenschrank. „Jessas, Maria und Josef!“

Bis auf wenige Papierfetzen war nichts mehr von den Akten vorhanden.

Die Wirtin kreischte vor Entsetzen, der bleich gewordene Aktuar jammerte um seine Akten, Stellung, Weib und Kinder; der Wirt fluchte und die Küchenbirn protestierte gegen alle Vorwürfe, denn man hat ihr kein Sterbenswörtel gesagt, daß sie die Papiere nicht zum Kücheleinwickeln für die heimkehrenden Bauern benützen dürfe. Riechen hätte sie es nicht können, daß die Papiere wichtige Akten gewesen seien.

Das war eine heillose Bescherung, die den in seiner Existenz bedrohten Aktuar zur Verzweiflung brachte. So viel Vernunft hatte der alte Schreiber aber noch, die Wirtsleute zu bitten, daß dem Landrichter einstweilen nichts gesagt werde. Dann sprang der Aktuar zum Bürgermeister und weihte ihn ein. Kinder und der Gemeindebiener, der Vorsteher persönlich eilten in die nächstgelegenen Häuser und es gelang, einige Blätter der Akten aufzutreiben. Aber in welchem Zustand befanden sich diese fetttriefenden Blätter! Es ist ganz unmöglich, selbe dem Landrichter in Vorlage zu bringen. — „Ich bin ruiniert, meine Stellung

ist verloren, ich werde infam kassiert! Gott, mein Weib, meine sieben Kinder! Ich bin ein Bettler!" jammerte herzzerbrechend der verzweifelte Aktuar.

Die Bauern kamen neugierig, auch mitleidig herbei, darunter viele Interessenten der Entwässerungssache. Was nun machen?

Dem alten, gefälligen Aktuar muß man helfen nach Möglichkeit. Es fragt sich nur wie? Die Akten sind unwiederbringlich verloren. In einer Stunde soll aber die Verhandlung wieder beginnen, und hiezu braucht der Landrichter die Akten.

Da kam dem Vorsteher ein Gedanke: Wenn die Leute sich etwa aus Mitleid für den Aktuar einigen, auf einen Vergleich eingehen würden, dann braucht man die Akten nimmer, und dem Aktuar wäre die amtliche Stellung gerettet!

Von einem Vergleich wollten die Bauern aber nichts wissen, doch möchten sie dem Aktuar aus der schrecklichen Verlegenheit helfen.

So redete denn der Vorsteher nochmals den Leuten zu Gemüt und mit dem Hinweis dazu, daß die Leute ja hinterdrein wieder eine andere Meinung fassen könnten. Die Hauptsache wäre

sofortige Annahme des Vergleiches und damit Rettung der Aktuar-Stellung. — Eine rasche Abstimmung durch Emporheben der rechten Hand ergab einhellige Annahme des Vergleiches.

„Vergelt's Gott vieltausendmal!“ rief tiefaufatmend der Aktuar, und bat die Gemeindeangehörigen, nun in corpore den Landrichter aufzusuchen.

Se. Gnaden waren eben mit dem Frühstück fertig und wollten das Gasthaus verlassen, als die Bauern angerückt kamen.

Mit wenigen Worten berichtete der Bürgermeister die Annahme des proponierten Vergleiches zur größten Freude des Beamten. Der Landrichter diktierte denn auch sogleich das bezügliche Protokoll, ließ es von den Beteiligten unterzeichnen, und schrieb schließlich auch seinen Namen in üblicher Unleserlichkeit darunter.

Eine gefährliche Klippe war aber noch vorhanden, als der Landrichter meinte, den Akt werde er sich wegen der so überraschend gekommenen Vergleichsannahme zum Andenken — aufheben; es könnte ja bei dem Wankelmut der Leute auch möglich sein, daß hinterdrein der eine oder andere

trotz geleisteter Unterschrift den Protest anmelde. — Der Aktuar erschauerte vor Angst, wagte aber nicht zu sagen, daß die Akten unwiederbringlich pfutsch seien.

Die Kommission reiste schließlich mit dem Vergleichsprotokoll ab, und während der Fahrt wünschte der Landrichter zu erfahren, wie sich die Annahme des Vergleiches ermöglicht habe. Eine Persönlichkeit müßte da irgend einen Druck ausgeübt haben, ohne weiters dürften die Dickschädel nicht zu haben gewesen sein.

Der Aktuar faßte Mut und gestand nun alles.

„Dacht ich's doch!" rief der Landrichter, und rüffelte den Schreiber wegen Terminansetzung auf Nachkirchweih.

Diesen eigentlich unverdienten Vorwurf steckte der Aktuar ohne weiteres ein.

Hinterdrein kamen wirklich Proteste. Doch der Landrichter ließ den Protestlern wissen, daß sie ihre neue Erklärung am Gerichtssitze und auf der — Gerichtsbank abgeben müßten. Infolge dieser praktischen Hiebe-Androhung kam nicht einer der Protestler — der Fall blieb definitiv erledigt.

Ein Vergleichsspezialist.

I.

Herr Tobias Wimbauer, k. k. Bezirkskommissär bei einer Bezirkshauptmannschaft irgendwo im österreichischen Alpenland, war zum offenen wie geheimen Ärger seines Chefs und des Bezirksrichters Spezialist in Erzielung von Vergleichen zwischen streitenden Parteien. Hiedurch ersparte sich Wimbauer viel Arbeit und Schreiberei, manchen Verdruß und manche „Nase“, auch erfreute der Kommissär sich eines großen Vertrauens bei der Bevölkerung. Nur ganz bockbeinige, prozeßlustige Bauern wollten vom Vergleichsspezialisten wenig wissen. Sowohl dem Bezirkshauptmann wie den Gerichtsbeamten blieb es ein Rätsel, auf welche Art Wimbauer seine erstaunlichen Erfolge in Versöhnung streitender Parteien erziele, doch

war Näheres darüber nicht zu erfahren; der Kommissär brachte einfach die Vergleichsprotokolle, unterschrieben von den versöhnten Parteien, ins Amt und meinte trockenen Tones: „Wieder ein Prozeß und viel Schreiberei erspart.“ Wenn dann der Chef neugierig fragte, wie ein Vergleich ermöglicht worden sei, gab der Kommissär bei aller selbstverständlichen Höflichkeit lediglich die Antwort dahin, daß man nur in richtiger Weise reden und gemeinverständlich mit den Bergbauern umgehen müsse.

Nach solchem Rezepte verfuhren nun die anderen Herren auch, aber es gelang ihnen selten, einen ordentlichen Vergleich zu erzielen; selbst bei sonst gutmütigen Leuten wollte das Zureden nicht helfen.

Kontrollieren konnte man den Spezialisten bei seiner Vergleichsarbeit nicht, weil er meist auswärts an Ort und Stelle des Streitobjektes, auf Kommissionen, war; Wimbauer ging, siegte und kam mit dem unterzeichneten Vergleichsprotokoll ins Amt zurück. Ein Teufelskerl, der anscheinend hexen kann!

Die stille Hoffnung, daß Wimbauer einmal

gelegentlich beim Wein sein Rezept und Geheimnis ausplaudern würde, blieb unerfüllt: der Kommissär trank nicht, er nippte nur zur Lippenanfeuchtung, und hüllte sich selbst in lustigster Gesellschaft in Schweigen und Tabakwolken. Ein unsäglich trockener Kauz, aber ein sehr tüchtiger Beamter, welcher lieber sechs Stunden groben Weges geht, als daß er zwei Stunden unnützerweise über Akten brütet.

Nun entstand in einer ungemein steil gelegenen, weit entfernten Berggemeinde ein Streit wegen Holztriftberechtigung und gewisser Pflichten, und zur Schlichtung dieses unangenehmen Streites, der bei eventueller Ausdehnung eine entsetzliche Schreiberei zeitigen kann, war die Bezirkshauptmannschaft berufen.

Der Chef hatte ursprünglich die Absicht, die Angelegenheit persönlich in die Hand zu nehmen, und beschäftigte sich trotz sonstiger Arbeitsüberlastung einige Tage mit derselben. Wie aber der Bezirkshauptmann merkte, daß die Entsendung einer Kommission in die ob ihres steilen Geländes und eines Prozeßhansels berüchtigte Gegend unvermeidlich ist, und noch dazu erfuhr, daß die

Bergmähder total vereist seien, da gab der Chef in seiner Vorliebe für ein gutgeheiztes Amtslokal den Akt an Wimbauer hinüber mit den Worten: „Wenn Sie diesmal auch einen Vergleich erzielen, glaube ich wahrhaftig, daß Sie hexen können!“

„Bitte, Herr Bezirkshauptmann, hexen kann ich nicht, aber gut kraxeln und Frost vertragen, und das ist bei uns im Hochgebirg mitunter die Hauptsache!“

Der Chef grüßte freundlich und wußte mit diesem Diktum nichts rechtes anzufangen. Wimbauer las vor allem den bisher vorhandenen Akt mit pflichtgemäßer Aufmerksamkeit, und schickte dann dem Bergbauern Grappl, dem verbissensten Opponenten, die übliche Zitation zu Amt.

Zwei Tage später stand um neun Uhr vormittag der zaundürre, nach Schnaps duftende Bauer vor dem Kommissär in der Kanzlei.

Streng sachlich setzte der Beamte die Angelegenheit auseinander, kein Wort zu viel, keines zu wenig, und dann fragte Wimbauer, ob Grappl die Sache verstanden habe.

„Jo, Herr Kommissär!“

„Also sieht Er die Notwendigkeit seiner

Zustimmung und Übernahme der Verpflichtungen ein?"

„Öppas (etwas) muß freilich g'schechen (geschehen)!"

„Gut! Der Grappl ist halt doch der Kapo, allweil der Gescheiteste von der ganzen Gemeinde! Also könnten wir Seine Zustimmung zu Papier bringen. Er unterschreibt und die übrigen Gemeinderatsmitglieder haben sich dem guten Beispiel des Grappl zu fügen!"

„Sell wohl, Herr Kommissär! Aber ich unterschreibe vorderhand nix!"

„So so! Du willst vorderhand nicht unterschreiben! Freunderl, jetzt bleibt nichts anderes übrig als das Scharfprotokollieren . . ."

„Was für ein Protokoll?"

„Das Scharfe!"

„Ist mir au gleich! Ich prozessier ja decht (doch)!"

„Also nehmen wir einen Stempelbogen, die Kosten hat die Partei, also der ehr- und tugendsame Herr Fridolin Grappl, zu zahlen, der Stempel kostet fünfzig Kreuzer!"

„Hihihi! Ich prozessier schon noch höher!"

„Gut, Grappl! Jetzt verwarne ich dich und nehme einen neuen Bogen, der Stempel kostet jetzt drei Gulden!"

„Und wenn selles Protoknoll a Kuah kostet, mir ist's gleich, ich mog it vorderhand!"

„Maul halten, Grappl, oder ich laß dich wegen Ungebühr vor dem Amt drei Tag einsperren! Wir zwei haben dienstlich nun ausgeredet, du gehst, und morgen komm ich auf Kommission in die Gemeinde! Du zahlst dir noch genug, Grappl, kannst schwarz werden dabei! Hinaus!"

„Grüß Gott vorderhand, Herr Kommissär!"

Grappl polterte und stolperte so laut die Treppe hinab, daß der Bezirkshauptmann den Lärm hörte und zu Wimbauer fragen kam, was los war, und ob der Mann nachgegeben habe. Das wahrheitsgemäße „Nein" freute den Chef aufrichtig, hat doch die Kunst des Vergleichsspezialisten endlich versagt!

Über alle Maßen beschwerlich gestaltete sich der Aufstieg der Kommission, bestehend aus dem Kommissär und einem Sachverständigen in Triftangelegenheiten über die steilen, vereisten Berg=

mähder. Mit Gliedeisen an den Schuhen und mit dem Bergstock in der Faust mußten die Herren, von einem bestellten Gemeindeangehörigen geführt, mühsam sich in die Höhe arbeiten. An einer besonders gefährlichen Stelle sagte der Führer: „Passen S' auf, Herr Kommissär, wenn Sie zum kugeln kommen, stehen S' nimmer auf!"

Gelassen stieg Wimbauer über die böse Stelle, und sein Begleiter folgte nach.

Von oben besahen sich die der Kommission harrenden Gemeinderatsmitglieder des Bergdorfes die Kraxlerei, und als sie merkten, wie gut und ruhig der Kommissär über die jähe Stelle stieg, wuchs der Respekt vor solchem Manne rapid, auch beim Grappl, der fest entschlossen ist, auf keinen Fall nachzugeben.

Keuchend kamen die Herren oben an. Der Vertreter wollte sie in sein Haus geleiten und mit einem „Tupfele" (Gläschen) Schnaps restaurieren. Wimbauer lehnte dankend ab, und befahl sofortigen Aufbruch zur Stelle im Wald.

Mit dem Schnaps auf Kosten des Vorstehers war es also wider Erwarten nichts. Nach einer Kraxlerei von einer weiteren Stunde gelangte man

dann an der Waldblöße an, und sogleich begannen etliche Bauern Holz zu holen, um ein wärmendes wohltätiges Lagerfeuer anzuzünden.

Der Kommissär verbot dies wegen der Gefahr eines Waldbrandes, so sehr er selbst um das Feuer froh gewesen wäre, denn schweißgebadet vom mühevollen Aufstieg fröstelte es ihn trotz des Mantels. Aber Wimbauer weiß, was er tut, er kennt seine Leute.

Von den frierenden Bauern umringt, erörterte der Beamte die Angelegenheit und fragte dann, ob sich die Interessenten vergleichen wollten.

„Na, vorderhand it!“ schrie Grappl, und sein Anhang stimmte ihm zu.

„Also nicht! Gut! Und vorderhand steckt der Grappl sein Nasendampfel*) in den Sack! Das rauchen ist in Gegenwart eines kaiserlichen Beamten verboten!“

Im Nu ließen die Bauern ihre Pfeifen verschwinden; Grappl guckte erst, bequemte sich aber auch dazu, das Pfeifchen einzustecken, denn mit der Behörde ist in solchen Dingen nicht zu spassen. Nicht rauchen dürfen, im „Heiterer“ (starkwehenden

*) Kurze Tabakspfeife.

Jochwind) stehen müssen und frieren dazu, das ist eine böse Sache.

Wimbauer stand wie angemauert und betrachtete die verschneiten Bergkuppen ringsum. Eine halbe Stunde verging; der Sachverständige glaubte, zur Angelegenheit sprechen zu sollen. Der Kommissär aber bat ihn, die Worte zu sparen, weil gänzlich zwecklos. Und absichtlich machte Wimbauer seinen Begleiter auf die grandios aufragende Silberspitze aufmerksam, ein Bergkoloß, wie er wunderbarer kaum anderswo zu sehen sei. „Wirklich lohnend solcher Aufstieg!"

Der Sachverständige vermochte die Absicht nicht zu erkennen und schwieg.

Frierend meinte nun der Vorsteher, es wäre vielleicht doch zweckdienlich, die Erörterungen des Herrn Sachverständigen unten im Dorfwirtshaus anzuhören.

Wimbauer sagte: „Nein! Wenn ihr den Herrn Sachverständigen hören wollt, muß es hier an Ort und Stelle geschehen."

Die Bauern kratzten sich hinter den Ohren und schlugen mit den Armen um den frostdurchrüttelten Körper, um sich einigermaßen warm zu bringen.

Grappl fror jämmerlich und guckte in höchstem Staunen auf den Kommissär, den zwar nicht weniger fror, der aber keine Miene deshalb verzog, und den von Grappl angebotenen Schluck Schnaps mit dem Bedeuten ablehnte, daß das „Schnapseln" während der Amtshandlung verboten sei.

Vergeblich polterte der frierende Grappl: „Höllteufel! Alles ist verboten! Was dürfen wir denn aftn (hienach) mit Verlaubnis tun?"

„Die Amtshandlung muß zu einem Ende gebracht werden. Jetzt ist es bald zwölf Uhr, bis vier Uhr habt ihr Frist!"

Den Bauern schebberten die Zähne. Bis vier Uhr bei diesem schneidend kalten Jochwind im Schnee stehen ohne Nahrung, ohne Schnaps, eine nette Aussicht! Und das alles, weil der Grappl opponiert.

Nach einer weiteren Viertelstunde wurden im Kreise der frierenden Bauern Stimmen laut, die sich für einen Vergleich aussprachen, und der Vorsteher speziell sprach auf Grappl ein, wie man einem kranken Roß zuredet.

Alles vergeblich! Grappl erklärte, unter keinen Umständen hier heroben nachzugeben.

„Entweder kommt hier heroben der Vergleich zu stande, oder wir warten bis vier Uhr, und gehen ohne Resultat auseinander, das letztere auf Kosten der Gemeinde!“ Fast schebberten dem Kommissär ebenfalls die Zähne bei dieser amtlichen Erklärung, doch der Beamte blieb fest bei seinem Entschluß.

Ein Bauer wimmerte um seine Speckknödel, die wegen der Malefizgeschichte steinhart würden, ein zweiter befürchtete eine Auseinandersetzung mit dem Eheweib wegen ungebührlichen Ausbleibens; die Stimmen mehrten sich, die Leute haben genug gefroren, sie wollen nicht länger hungern und heimgehen.

„Dageblieben bis vier Uhr!“ rief der Kommissär.

„Ich spür meine Füß nimmer!“ jammerte Grappl und apostrophierte dem Beamten: „Herr Kommissär, ich halt's nimmer länger aus! Wenn S' die Gnad hätten, in meiner Stub könnten wir unterschreiben!“

„Was wollt Ihr unterschreiben?“

„No jo, daß es vorderhand nix ist!“

„Er bleibt da und die andern auch!“ befahl Wimbauer.

„Jo, friert Enk denn it, Herr Kommissär? Habt Ihr keinen Hunger?"

„Ich bin im kaiserlichen Dienst."

Die frierenden Bauern verstummten für eine Weile aus Respekt vor dem Beamten, der weder Frost noch Hunger kennt im Dienst.

Grappl machte einen letzten Versuch, loszukommen, und bat um Erlaubnis, sich absondieren zu dürfen.

„Im Wald, ja, nach Hause nicht!"

Ein Kernfluch folgte, dann schrie Grappl in den Jochwind: „Ich vergleiche mich! Die Frierrerei ist mir jetzt zu dumm!"

Nun kam Leben in die Bauern, die alle zugleich das Einverständnis zum Vergleich erklärten und ins Talwirtshaus oder nach Hause wollten.

Der Kommissär blieb ruhig und befahl die ganze Gesellschaft in das Haus des Grappl, wo der Vergleich zu Papier gebracht und unterschrieben werden müßte.

Flink ging es hinunter ins Bergdorf, mancher Bauer kam zu Fall und kugelte heimwärts. Doch gehorsam kam jeder ins Grapplanwesen, wo Wimbauer mit froststarren Fingern so flink

als möglich den so mühsam erzielten Vergleich niederschrieb.

Die Unterzeichnung bereitete einige Schwierigkeiten, das Schriftstück bekam reichlich Tintenkleckse und Kreuzchen, doch Grappl, die Hauptperson, unterschrieb ordnungsgemäß, und der Vorsteher auch. Das Werk gelang nach Wunsch. Als nun Grappl die Schnapsflasche abermals anbot, lehnte der Kommissär wieder dankend ab, barg das wertvolle Schriftstück in der Brusttasche, und trat mit seinem Begleiter den gefährlichen Rückweg an.

„Ein rarer Mann!“ flüsterten respektvoll die Bauern und stapften heim.

Noch vor Schluß der Amtsstunden lieferte Wimbauer den Vergleich ab zum größten Staunen seines Chefs, der nun an Hexerei steinfest glaubte.

II.

Es lenzte im Gebirg, und die Menschen atmeten freudig auf, es geht mit Macht der guten Jahreszeit entgegen. Frühlingsfreudigkeit schließt aber die Prozeßlust nicht aus. Im Amtsdorf

war ein drohender Prozeß zwischen zwei reichen Bauern Tagesgespräch um so mehr geworden, als die Kampfhähne ihre Angelegenheiten bereits zwei Advokaten übergeben hatten, und die kommissarische Lokalaugenscheinnahme vorgenommen worden war. Es handelte sich um einen Wasserstreit. Der Bauer A. hatte eine sehr reichliche Quelle, aus welcher der Bauer B. in offener, über den Garten des A. führenden Rinne all sein Wasser für Haus, Küche und Stall bezog. Diese Rinne war im Laufe der Jahre schadhaft geworden, ihr Ausfluß überschwemmte und versumpfte den Garten des A. Trotz aller Mahnungen ließ B. die Rinne nicht reparieren, er zahlte auch für den Wasserbezug nichts. Infolgedessen brach A. die Rinne ganz ab und gab seiner Quelle einen anderen Abfluß, so daß B. nun ohne Wasser war.

Jetzt kam es zum Prozeß; zunächst nahm jeder einen Advokaten, und dann wurde die Tagfahrt zur Beweisaufnahme an Ort und Stelle vorgenommen. Beide Advokaten erkannten, obwohl nicht Fachleute in wassertechnischen Angelegenheiten, daß ein Vergleich auf Herstellung

einer unterirdischen Teuchelleitung das einzig Vernünftige sei, und sagten dies auch unumwunden ihren Auftraggebern.

Selbstverständlich lehnten die Prozeßhansel jeden Vergleich ab, die Klagschriften wanderten zu Gericht, es muß prozessiert werden zum größten Ärger des Bezirksrichters, der nun die höchst überflüssige Arbeit und Schererei hat.

Mehr absichtlich als zufällig traf der Richter eines Tages den vom Amt heimkehrenden Bezirkskommissär Wimbauer, der Judex begleitete ihn und brachte dabei die Bitte vor, es möge doch Wimbauer als anerkannter Vergleichsspezialist, natürlich außeramtlich, den Bauer B. vornehmen und ihn mürbe zu einem Vergleich mit A. machen.

Wimbauer wollte nun von der Geschichte nichts wissen, einmal, weil die Sache die Verwaltungsbehörde nichts angehe, und sodann, weil doch die Advokaten bereits damit befaßt seien.

Der Richter versicherte, daß die Advokaten selbst den Vergleich befürworteten, und bat in herzlicher Weise, es möge Wimbauer einen Versuch machen, vielleicht gelingt ein Vergleich, und dem Gericht wäre eine große Schererei erspart.

Schließlich gab Wimbauer aus Freundschaft zum Richter nach und versprach, privatim mit dem B. zu reden.

Der Richter frohlockte im voraus. Übernimmt der Vergleichsspezialist eine solche Sache, so ist der Sieg auf seiner Seite sicher, er hat ja das Rezept dazu.

Wimbauer ging an einem wonnigen Frühlingsabend spazieren, und kam zum Gehöft des B., in welches mühsam genug drei Knechte von weither das nötige Trinkwasser für Mensch und Vieh schleppten. Der Bauer B. schimpfte und rauchte dazu, grüßte aber den nähertretenden Kommissär respektvollst und fragte, ob der Besuch etwa gar dienstlich sei.

„Keine Idee, lieber B.! Ich habe lediglich von dem Prozeß gehört und möchte mir einmal die strittige Rinne anschauen!“

„Ah so wohl! Nicht amtlich! Haben S' die Ehr, Herr Kommissär, und gehen S' mit, i werd Ihnen führen!“

In Begleitung des B. besichtigte der Vergleichsspezialist das Terrain und die defekte, zur Zeit wasserlose Rinne. „Mein lieber B.! Solang

kein Wasser in der Rinne läuft, ist nicht viel zu wollen, und Ihr werdet den Prozeß unfehlbar verlieren. Ich muß sehen, wie die Rinne Wasser läßt, dann kann ich Euch auch sagen, wie der Prozeß enden wird!"

„Ja, Herr Kommissär, der A. hat das Wasser abgeleitet, und ich sitz jetzt in einem Mordsg'frett!"

„Das merk ich! Wißt Ihr was, für ein halbes Stündchen leiten wir die Quelle in die alte Rinne, damit ich sehen kann, wie es ist. Mit dem A. rede ich nachher schon. Ihr aber bleibt beim Anwesen und guckt scharf in die Riune, und beobachtet, was alles dahergeschwommen kommt. Verstanden?"

„Sehr wohl, Herr Kommissär!"

Wimbauer ging nun schleunigst zum A. und bat ihn, auf eine halbe Stunde die Quelle in das alte Rinnsal laufen zu lassen. Bereitwilligst ging A. mit und leitete persönlich die gewünschte Arbeit.

Wie nun das Wasser in der Rinne lief, warf Wimbauer einen Kuhfladerling nach dem andern hinein und lustig schwammen die Dinger fort und direkt in den Brunnentrog des B.

Hierauf hieß der Kommissär den A., die Quelle im neuen Rinnsal abfließen zu lassen, und der Vergleichsspezialist begab sich in das Anwesen des B., wo er nicht eben mit Begeisterung empfangen wurde. B. schimpfte direkt über den dummen Spaß, ihm Kuhmist in den Brunnentrog zu schicken.

Jetzt war der Spezialist in seinem Element und gelassen, doch zielbewußt sagte Wimbauer zu B.: „Das war kein Witz, sondern der erste Sendbote des A.! Dein Nachbar kann dir mit seinem Wasser schicken, was er mag!"

„Ah, it möglich! Ist denn so was erlaubt?"

„Das gerade nicht! Aber wenn man es nicht beweisen kann, wird er auch nicht bestraft werden können!"

„Was ich rinnen gesehen, wird wohl Beweis genug sein?"

„Für das Gericht nicht! Es wäre denn, daß du Tag und Nacht an der Rinne stehst und all die schönen Dinger herausfischest, aufbewahrst und dem Richter bringst. Der wird schauen!"

„Saxendi! Da könnt mir ja der A. noch ganz andere Sachen mit'm Wasser schicken?!"

„Das wird er auch tun, kannst dich darauf verlassen! Und der Richter wird eine Narrenfreude haben! Den Prozeß aber wirst kaum gewinnen, wenn du so schöne aufgefischte Sachen auf den Gerichtstisch legst!"

„Höllteufel! Da ist es ja gescheiter, ich laß die Rinne reparieren und vergleich mich!"

„Das glaub ich auch! Wenigstens wirst du nicht wegen deiner Fischerei ausgelacht!"

Der Vergleich kam noch am selben Abend zu stande.

Es jubelte der Richter, auch die Advokaten waren froh, und in seiner stillen Art schmunzelte der Vergleichsspezialist.



Ein strittiger Fisch.

Mit der Fischzucht kann es einem gehen wie mit der Jagd, nämlich schief. Man kann sämtliche Handbücher und Spezialwerke über das Jagdwesen gründlich studiert haben, und trotzdem neben naus schießen und Schneider bleiben lange fort. Über Fischzucht ist die Literatur auch schon stattlich angewachsen und größer geworden, als manchem Geldbeutel eines Interessenten lieb ist. Gutsbesitzer Dommel weiß davon und über die Buchhändlerrechnung ein Lied zu singen; aber eigensinnig wie der dickköpfige Mann schon ist, beschloß er nach dem Studium der Fisch-Literatur nun erst recht die Anlage eines Karpfenteiches.

Nach Jahr und Tag war ein interessantes Ereignis zu verzeichnen: Dammbruch, Auslaufen des Teiches und Überschwemmung fremden Frucht-

bodens. Herr Dommel war klug und weise, er vergütete den Schaden der Nachbarn rechtzeitig, und vermied einen Prozeß. Doppelt vorsichtig wurde der Damm aufs neue erbaut und der Teich frisch bevölkert. Die Hingebung Dommels und seines Gutsknechtes Sepp war einfach rührend, noch niemals sind junge Karpfen so zärtlich überwacht und sozusagen „gepflegt" worden. Der Sepp war zu anderen Verrichtungen gar nicht mehr zu haben, er hatte immer die schöne Ausrede: „Herr, die Karpfen!", und Dommel verzichtete auf Sepps anderweitige Dienstleistungen, wiewohl es einleuchtend ist, daß die Karpfen auch ohne die Überwachung wachsen und gedeihen können oder eigentlich müssen.

Als nach geraumer Zeit, der September neigte dem Ende zu, Sepp äußerte, daß es Zeit sein könnte, mit dem Fischen zu beginnen, schickte Dommel die Einladung zu einem Karpfenessen an seine benachbarten Freunde, und setzte den Fischtag fest.

Der Sepp ist ein patenter Bursch, von ganz wunderbaren Kenntnissen in der Fischereibranche. Nach seiner Aussage ist das Wetter ganz aus-

gezeichnet: bedeckter Himmel, leichter Regen. Für die Angel liegen Maden und Larven nebst Malzkörnern bereit, es kann losgehen. Sepp ermahnte auch, gehörigen Abstand von der Angelstelle zu halten und den Köder am Grunde zu lassen, auch soll der Herr dort beginnen, wo das Wasser dümpelig ist.

Und so geschah es. Allein es ging wie verhext, es biß keiner, wiewohl doch nach „Von dem Borne" die Karpfen unter zwei Pfund vorzüglich beißen. Möglicherweise sind die Fische bereits über dieses Normalgewicht und beißen deshalb so schlecht. Daß man vom Fischgewimmel so wenig wahrnimmt, daran ist vielleicht der dunkle Himmel schuld.

Dommel wurde, nachdem schon eine Stunde verflossen, ohne daß auch nur ein Fisch anzuhauen gewesen wäre, ärgerlich und im Hinblick auf die mit Karpfen zu besetzende Tafel ängstlich. Gott, könnte das eine Blamage werden, wenn — —.

Sepp tröstete und versicherte, einen „Schwanz" bekomme man sicher, er habe eben ein „Mordsluder" gesehen, aber beißen wolle es, wie es scheint, sobald nicht.

Endlich ein Zucken, Herr Dommel zog vorsichtig auf und warf den Fisch im Bogen ans Land. Ein etwa dreipfündiger Karpfen, aber wie der aussieht! Angerissen, Fetzen hängen weg, ein schwerverwundeter Fisch, dessen Stunden im besten Fischwasser leicht zu zählen gewesen wären. Der Dreipfündige muß eine wahrhaftige Schlacht durchgekämpft haben als leidender Teil, er ist absolut nicht tafelfähig.

Sepp fischte ausdauernd, allein auch er blieb trotz aller Gewandtheit ohne Erfolg.

Dommel schwante Unheil, ein böser Verdacht stieg in ihm auf. Sollte Sepp nächtlicherweile den Teich sukzessive ausgefischt haben? Doch ein Blick in das ehrliche, fast dumm zu nennende Gebirglergesicht des Burschen verscheuchte jeglichen Verdacht.

Sonderbar bleibt nur, daß Sepp so viele Kenntnisse vom Fischen hat. Freilich ohne jeden Erfolg, denn bei aller Weisheit fängt er nichts. Und das in einem Wasser, das von Fischen wimmeln sollte.

Ein rätselhafter Fall.

Der Blick Dommels fiel ins Wasser, in eine

Stelle, die tief und krautreich ist. Ein kapitaler Fisch steht etwa 1½ Meter tief, eine Augenweide für den Fischer. Dommel fühlte, wie ihm, d. h. nicht dem Fisch, das Herz klopfte. Behutsam trat er vom Teichrand zurück und ließ die Angel ruhig im Wasser. Lange nichts, dann ein leises Treiben des Floßes. Sollte jetzt anzuhauen sein? Dommel erinnerte sich, gelesen zu haben, daß Fische bei warmem Wasser gerne den Köder nehmen und ihn längere Zeit herumtragen, ohne ihn zu schlucken. Nur wußte Dommel momentan nicht, welche Fischgattung solche Extravaganzen zu lieben pflegt. Eben muß der Fisch gebissen, besser gesagt: geschluckt haben, die Schnur spannt sich straff. Nun anhauen! Schnur einziehen! Bei St. Petro, ein kapitaler Fisch! „Sepp, den Kescher!“ Mit Not und Mühe brachten Herr und Knecht den Kapitalen an Land. Und Dommel schrie vor Schrecken auf: „Sepp, das ist ja ein — Hecht!“

„Ja, ein Hecht und was für einer!“

„Gräßlich! Und meine Gäste sind zu einem Karpfendiner eingeladen. Ein Glück, daß dieser Hecht so groß ist!“

„Herr, den Fisch da können Sie den Gästen nicht vorsetzen!"

„Warum denn nicht?"

„Weil das mein Fisch ist!"

„Bist du verrückt! Warum soll es denn dein Fisch sein?"

„Weil ich ihn eingesetzt habe."

Ein Klatschen auf Sepps breiten Wangen beendete die Unterhaltung. Bei Tisch gab's Hecht statt Karpfen, und eine lebhafte Debatte darüber, wem der Fisch tatsächlich gehöre. Ist es beweisbar, daß der „kluge" Sepp den Hecht in den Karpfenteich setzte, so ist der Fisch unstreitbar sein Eigentum, nur muß Sepp — so deduzierte ein Gutsbesitzer — für den durch den Hecht hervorgerufenen Schaden aufkommen. Ein anderer Tafelgast hingegen behauptete, das Einsetzen eines Hechtes in einen Karpfenteich sei strafbar, der Hecht zu konfiszieren und unbestreitbar Eigentum des Fischwasserbesitzers. Ein Dritter verwarf beide Deduktionen und anerkannte nur die Verpflichtung Dommels, den Fisch bis zum Austrag der Streitfrage den Gästen wegen Karpfenmangels vorzusetzen. Wer hat nun Recht? Wem gehört der Hecht?

Der k. k. Maulkorb.

Wer je in Hundebegleitung mit Eisenbahn die Grenze überschritten hat, weiß was zu erzählen und wird die Kondukteure der österreichischen Bahnen ins Nachtgebet einschließen. Von den Annehmlichkeiten, die dem Weidmann erwachsen, so er mit der Büchsflinte auch unvorsichtigerweise Patronen mit sich führt, soll nicht gesprochen werden. Es genügt zu sagen, daß der Jagdhund als Begleiter auf der österreichischen Staatsbahn zur Quelle sprudelnder Freude werden kann. Wie jeder Mensch seinen eigenen Kopf hat, so hat auch jeder österreichische Staatsbahn-Kondukteur seine spezielle Auffassung der Vorschriften über das Mitführen von Hunden im Zuge. Der eine Schaffner beharrt mit unerschütterlicher Festigkeit auf Unterbringung des Hundes im Hundekotter, ein

anderer gestattet dem Hundele das Verbleiben beim Herrl unter einem leichtverständlichen Augenzwinkern, das sich in lauterste Höflichkeit verwandelt, wenn der Hundebesitzer ein Trinkgeld verabreicht. Ein Dritter wird auf die Vorschrift hinweisen, daß Hunde unbedingt einen Maulkorb haben müssen; doch setzt ein Silbergulden diese Vorschrift auf die Dauer der Fahrt gewöhnlich außer Kraft. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß ein Reisender wegen der Weigerung, den Hund in den bereits überfüllten, von Schmutz starrenden Hundekotter zu geben, von der Mitfahrt überhaupt ausgeschlossen wurde. Mir selbst ist ein ähnlicher Fall passiert; ich protestierte gegen die Zumutung, einen wertvollen Hund in den zwar unbesetzten, doch entsetzlich vernachlässigten Hundekotter zu geben, und forderte die vorherige Reinigung, denn wie der Passagier habe auch der zahlende Hund ein Recht auf Platz in einem reinlich gehaltenen Coupé. Nun weigerte sich der Jourbeamte, den Kotter reinigen zu lassen, wegen Zeitmangel und Absenz geeigneten Personals, und die Kondukteure erklärten, zur Kotterreinigung nicht verpflichtet zu sein. Kurz entschlossen und

etwas boshaft erklärte ich, nun auf Kosten des Jourbeamten im Hotel zu verbleiben, und forderte das Beschwerdebuch mit dem Erfolg, daß der Zugführer meinen Hund mit freundlichem „Hopp" einlud, ins Coupé zu springen. Ich hinterdrein, ein Pfiff, und der Zug fuhr mit mir und Hund ab, ohne daß der Kaiserstaat aus den Fugen gegangen ist.

Mein drolligstes Erlebnis aber war die Bekanntschaft mit einem k. k. Maulkorb für meinen Dackel. „Hansel" stand damals im Blütenalter von neun Wochen, ein allerliebster, vielversprechender Krummbein, welcher mit uns in Tirol sommerfrischelte und besonders auf Almen den herrlichsten Unfug durch Ziegenversprengen und dergleichen trieb, und dadurch Zwietracht zwischen Herrl und Frauerl schuf, indem die Gebieterin offen der Meinung Ausdruck gab, daß die Dackerl-Erziehung erst daheim zu beginnen habe, und „Hansel" sich einstweilen der Freiheit und Sommerfrische erfreuen solle.

Bald genug kam der Tag der Heimreise; ein vorsintflutlicher Wagen brachte die Familie und den jungen, sich für Bauernpferde außerordentlich

interessierenden Krummbein zur Station X. der österreichischen Staatsbahn. Die Toten, das Unglück und österreichische Stationsdiener schreiten gleichermaßen sehr schnell; während ich am Schalter die Fahrkarten löste, am Gepäckschalter einen Schein zum Hundetransport kaufte, belehrte der Stationsdiener meine Familie über die Notwendigkeit eines k. k. Maulkorbes, ohne welchen kein Hund den Perron betreten dürfe. Mein Söhnchen, damals schon ein heller Kopf, gab freilich weidlaut zur überlegenen Antwort, der Mann solle sich nicht auslachen lassen, das Dackerl sei ein Jagdhund, und Jagdhunde bräuchten keinen Maulkorb; ein so kleines, nettes Dackerl erst recht nicht.

So von dem Knaben abgekanzelt, fahndete der Stationsdiener nach mir, erwischte mich am Gepäckschalter, und belehrte nun mich über das eiserne Gesetz, daß mein Dackerl einen kupfernen Maulkorb bekommen müsse.

In meiner Überraschung wollte ich einen Luftsprung machen, hing mich aber sofort in die Fragen ein, wieso der Maulkorb von Kupfer sein müsse, und ob der Mann infolge der drohenden

Gehaltsaufbesserung den Verstand verloren habe. Der Stationsdiener hatte die Liebenswürdigkeit, mich über die geradezu schrecklichen Folgen eines Maulkorbmangels aufzuklären, und fügte dann gönnerhaft hinzu, daß er mich aus der peinlichen Verlegenheit einer unmöglich scheinenden Maulkorbbeschaffung befreien wolle.

Ich war nicht wenig neugierig, wie ich zu einem Maulkorb für das Dackerl kommen sollte, und folgte auf Einladung dem Retter aus der Not ins Stationsdienerlokal.

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen. An einem Gestell für Kleider hingen Maulkörbe aller Größen, teils aus blankem Kupferdraht, teils grün und braun übersponnen, Telegraphendraht, und solcher von elektrischen Klingelleitungen. Ein reichlicher Vorrat von k. k. Maulkörben, Handarbeit des industriösen Stationsdieners, welcher dadurch die Hundebesitzer aus arger Verlegenheit befreit.

Für mein Dackerl suchte der brave Mann den kleinsten k. k. Maulkorb aus, Fabrikat aus Kupferdraht in Miniaturform, und grinsend erklärte der freundliche Stationsmensch, daß dieser

unerläßige Maulkorb „nur“ dreißig Kreuzer koste. Ohne solchen Maulkorb dürfe Dackerl weder den Perron betreten noch mitfahren.

Wohl regte sich die Oppositionslust, aber mit Frau, Kindern, Dackerl und dem vielen Handgepäck konnte ich es auf ein stürmisches „Apropo“ nicht ankommen lassen, das wichtigste blieb prompte Abfahrt.

Ich zahlte also die geforderten dreißig Kreuzer, steckte den Miniaturmaulkorb in die Joppentasche, und suchte meine Familie auf.

Kurz darauf hieß es einsteigen, der Zug war gekommen.

Kein Mensch achtete des Dackerls, welches mein Töchterchen im Arm trug, keine Seele fragte mich nach dem Maulkorb in der Tasche. Und im Coupé untergebracht, fragte der Kondukteur lediglich, wohin die Herrschaft fahre, und zwickte die Fahrkarten zur Erheiterung seines Schaffnergemütes noch einmal. Der Zweck des k. k. Maulkorbes und seiner Anfertigung in jener kleinen Station war mir hinterdrein klar geworden: ein gar nicht übler Nebenverdienst des nicht auf ärarische Rosen gebetteten, intelligenten Stationsdieners.

Bei späterer Gelegenheit erzählte ich das drollige Erlebnis unter Vorzeigung des k. k. Maulkorbes einem höheren Eisenbahnbeamten mit dem Resultat, daß der Beamte mir versicherte, ich hätte einen Witz gemacht und besitze erstaunliche manuelle Fertigkeit in Erzeugung von Drahtarbeiten.

Seither bin ich in Hundebegleitung jener Maulkorbstation vorsichtig ausgewichen. Wissen möchte ich aber doch, was — falls der ingeniöse Mann noch lebt — ein k. k. Maulkorb für einen Bernhardiner kostet, da ein Maulkörbchen für einen jungen Dackel mit bereits dreißig Kreuzern bezahlt werden mußte.

Neun Jahre lang habe ich das k. k. Maulkörbchen als Erinnerung aufbewahrt am Gewehrrechen meiner Arbeitsstube; mit „Hansels" Tod wanderte die Reliquie in die Kehrichttonne. Nett war die Episode aber trotz alledem, und wird mir in Erinnerung bleiben das k. k. Maulkörbchen.



Aus den Sölkerbergen.

Wenn je im Hochgebirg rationell betriebene Jagdausübung zum Segen gereichte, Sicherheit und Ordnung schuf, und den halbverwilderten Einschichtbauern reichlichen Verdienst brachte, ist dies in den Sölkerbergen zu konstatieren, und zwar seit Seine Königliche Hoheit Prinz August von Koburg das kolossale Revier gepachtet und eine Reihe von zuverlässigen Jagdschutzorganen aufgestellt hat. Allerdings kostete die Übergangszeit von niederträchtig betriebener Wilderei bis zu geordneten ruhigen Zeiten manches brave Jägerleben, und auch der treffliche Aschauer Christl mußte, von Wilderern erschossen, im Dienst seine Seele aushauchen.

Das Sölkerrevier, d. i. das Großsölkertal, mündet bei der kleinen Ortschaft Stein ins breite

Ennstal (Obersteiermark, Bahnlinie Bischofshofen—Selztal), und hat Urgebirgsformation (Gneis, Granit und Glimmer), ist sehr schütter besiedelt, wildschön und einsam, fast ungekannt von Touristen zur Freude des richtigen Weidmannes. Das Großsölkertal gabelt beim Dörflein Großsölk in die Kleinsölk, welche das Wasser des Schwarzenseebaches vereinigt mit dem Tuchmarbach durchrauscht. Eine weitere Verästung tritt einige Stunden südwärts ein: der Tuchmargraben, in welchem zu Füßen des kleinen „Knallstein" das reizende Jagdhaus des Prinzen Koburg nebst mehreren Dependenzen steht, und die enge Talung zum wildromantischen Schwarzensee in einer grandiosen Alpenumrahmung.

Ein ideales Gamsrevier, dessen Begehung freilich Schulung in jeder Beziehung voraussetzt, alle Eigenschaften des Gemsjägers, dafür aber einen Genuß gewährt, den andere Reviere kaum zu bieten vermögen. Wie erwähnt, ist in diese weitreichenden Alpengebiete seit Beginn der Koburgischen Zeit Ordnung gebracht worden, die Wilderei dürfte heutzutage kaum mehr nennenswert sein. Anders, schlimm und gefährlich war

es in den 70er Jahren, und an der Hand der Reminiszenzen des damaligen Bezirksrichters von Gröbming, dem Sitz der Behörden, erzähle ich die folgenden Begebenheiten, die Landgerichtsrat G. sorgsam aufgezeichnet hat.

Damals waren böhmische Kavaliere Pächter der Sölkerreviere, anscheinend bequeme Herren, die aber zur Steuerung des unverschämt betriebenen Wilddiebstahles namhafte Fanggelder für ihre Jagdgehilfen aussetzten. Das Personal war aber für die ausgedehnten, strapaziösen Reviere entschieden zu klein, die Wildbretliebhaber jedoch von einer beispiellosen Verwegenheit, und von einer Klettergewandtheit, die heutzutage fast verschwunden ist.

Ein Lumpennest konnte die Sacherseealm in der Nähe des Schwarzensees genannt und nie rechtzeitig ausgenommen werden. Die exponierte Lage und das Aufpassen der mit unter der Decke stehenden Schweigerin (Sennerin) vereitelte alle Bemühungen der Jäger, und waren die Gehilfen einmal oben, so entwischten die Burschen mit einer Tollkühnheit sondergleichen ins Felsgebiet, wohin nach menschlichem Ermessen nur noch die Gemse gelangen kann.

Zur Sacherseealm zieht eine außerordentlich steile Felsrinne, die sogenannte Tonschenrinne in einer Länge von etwa zwei Stunden herunter, eine Felsspaltung, die ein Felsbächlein in der Tiefe einiger Klafter ausgewaschen hat; oberhalb dieses Rinnenmundes oblagen Schwarzgeher mit Vorliebe der Gemsjagd, und hier heroben waren sie ungestört, konnten wenigstens bequem entwischen, so der aufgestellte Aufpasser rechtzeitig das Aviso über den Anstieg eines Jägers gegeben. Durch die Rinne herauf war ein Steigen überhaupt undenkbar. Der alte Frosch, Jagdgehilfe jener Gesellschaft, hatte sich einen Plan zurechtgelegt, wonach er von rückwärts über den Speickboden zur Tonschenrinne zu gelangen suchte. Hiezu war nun freilich eine dreitägige Steigarbeit nötig, die nur ein Gebirgler bewältigen kann, in solcher Ausdauer und mit dem mehrfachen Biwakieren in der Felswildnis. Die strapaziöse Arbeit gelang über Erwarten, ebenso das Anbirschen der richtig gemütlich „riegelnden" Wilderer. Aber mit dem Fangen haperte es. Auf Anruf verschwand von den zwei Lumpen der größere durch blitzschnelles Ausbiegen in die Einstände nach rechts, wohin

so flink der müde Jäger nicht folgen konnte. Frosch beschloß daher, den kleineren Knecht, der für den Augenblick unschlüssig war, zu attackieren, und der Tonschenrinne zuzudrücken. Daß ein Lebewesen in diesen schier senkrecht niederstürzenden, vom Wasser glatt geschliffenen Felsenschacht springen wird, hielt Frosch für ausgeschlossen, er hoffte daher, daß der Bursche hart am Rinnenmund sich „geben" werde, und eilte mit schußfertiger Büchse dem Rinnenrand zu.

Das Unglaubliche geschah im nächsten Augenblick: der Verfolgte setzte über den Schachtmund mit umgehängtem Stutzen, und verschwand in der Rinne.

Nun sprang Frosch vollends heran, gerade recht, um zu sehen, wie der Flüchtling in der Rinne tiefer kletterte, kollerte, durch Kniespreizen wieder selbst den Fall hemmte, kühn auf kaum handbreite Felsen sprang, dann aber an einer Stelle, welche die einzige Ausbuchtung in der Rinne aufwies, überstürzend liegen blieb.

Vom Fangen konnte keine Rede mehr sein, doch wollte Frosch den zweifellos unten als zerschellte Leiche ankommenden Burschen völlig zu

Tal bringen, und dann für ein Begräbnis sorgen. Der Jäger eilte seitlich der Tonschenrinne pfadlos tiefer auf einem Terrain, das beim geringsten Fehltritt schwere Sturzgefahr bringt. Im Abwärtsspringen gewahrte der Jäger jene Ausbuchtung der Rinne und steuerte auf diese zu, um nach dem Burschen zu sehen, bezw. diesen als Leiche herauszuholen. Ist der Knecht ja doch nahe der Ausbuchtung gestürzt, also wird er dort auch liegen.

Frosch näherte sich der Ausbuchtung, als zu seinem größten Erstaunen der Flüchtling durch dieselbe der Todesrinne entsteigen wollte. Ein gräßlicher Anblick: blutüberströmt der ganze Mensch, die Kleider in Fetzen gerissen. Kaum aber erblickte der Wilderer den Feind, da kehrte er um und rutschte auf dem glitschigen Felsen in die Rinne zurück.

Fassungslos starrte Frosch hinab. Das Gleiten ward immer schneller, der Flüchtling vermochte nicht genügend zu bremsen; plötzlich ein jäher Ruck — die „Lederne" mochte durch ein Hindernis gefaßt worden sein —, ein Steineln, ein Drehen des Körpers — mit dem Kopf voraus, statt

mit den Füßen, sauste der Körper durch die Rinne . . .

Zitternd vor Erregung kletterte Frosch seitlich der Rinne zur Sacherseealm hinab, und bog dann wieder ein zur Ausmündung der Tonschenrinne, wo der Wilderer als Leiche lag, der Kopf zerschellt derart, als ob er mit der Axt mitten entzwei geschlagen worden wäre; eine Hälfte war noch am Rumpf, die linke Hälfte mit dem Gehirn klebte an einer der Rinnenwände. Kein anderes Bein war jedoch gebrochen, die Taschenuhr tickte weiter, und sogar das Schnapsfläschchen war unbeschädigt geblieben.

Mit größter Mühe wurde die Leiche zur Alm geborgen und hier aufbewahrt, bis der Bezirksrichter von Gröbming herein kam.

Der Beamte sagt in seinen Memoiren folgendes: „Während ich tags darauf meinem Schriftführer den Lokalaugenschein diktierte, kamen zwei Bauernburschen und hoben neugierig das Leintuch von der auf einem Wagen liegenden Leiche. Dies fiel mir auf, da um diese Zeit kein Mensch mehr etwas in dieser Gegend zu suchen hatte. Ich ließ mir die Burschen durch die zwei mitgenommenen Gendarmen

vorführen und verhörte dieselben. Über ihre Anwesenheit mochten sie nichts glaubhaftes vorzubringen, weshalb ich ihnen bedeutete, sie sollten dem Kollegen des Toten sagen, sich freiwillig dem Gericht zu stellen, auf daß der Tote agnosziert werden könne. Kaum freigegeben, verschwanden die Kerle mit affenartiger Geschwindigkeit von der bereits verlassenen Alm.

Tags darauf wurde die Leiche nach Gröbming geschafft, und vom Gerichtsarzt seziert. Das Ergebnis war eine Überraschung insoferne, als der Gerichtsarzt in der Lunge des Erstürzten hunderte von verkalkten Tuberkeln konstatierte. Der Wilddieb war also zeitlebens tuberkulös, ward diese Beigabe los in der Alpenluft, um schließlich in der Tonschenrinne den Tod zu finden. Der Komplize erschien am nächsten Tage freiwillig vor Gericht und legte ein vollkommenes Geständnis ab."

Die Meinung, daß dieses schaurige Ende eines Büchslers abschreckend wirken würde, hegte der Richter so lange, bis ihm durch Einlieferung zweier Burschen kurze Zeit darauf das Gegenteil bewiesen wurde. Der Tatbestand ist einfach un-

glaublich, er steht aber in den Memoiren des alten Richters als Faktum verzeichnet.

Einer der Jäger des Schwarzensee-Reviers ging zwei Wilderer auf, von denen einer ungeniert das erbeutete Gams trug, rief sie an und da die Wildschützen sogleich anbackten, schoß der Jäger und fehlte. In seinem Schrecken darüber vergaß der Jagdgehilfe auf den Schrotlauf. Der Büchsler (ohne Gams) sprang heran, schrie hohnlachend: „Jetzt schieß ich!", setzte dem Jäger das Rohr auf die Brust und drückte ab. Den toten Jäger, dem am Einschuß der Rock verbrannt war, brachten nach einigen Tagen Holzknechte ins Dörflein Wald (Kleinsölk). Die avisierte Gröbminger Gendarmerie erwischte später den Mörder und dessen Bruder. Es waren stämmige Söhne einer armen Keuschlerin, die ihre Mutter bisher durch „Gamsverkauf" erhalten hatten, und nun zur Aburteilung nach Leoben verbracht wurden.

Welche Sprünge gewagt wurden, zeigt ein anderes Stücklein. Am „Hochknall" in der Großsölk gelang es zwei Jägern gleich vier vereinigte Büchsler zu stellen und nach heftigem Kampf mit den Bergstöcken niederzubringen. Wie nun aber

ein Jagdgehilfe die Gewehre sammelte und sein Kollege Anstalten traf zur Eskortierung, erhob sich einer der Wilderer und sprang mit einem Satze die senkrecht viele Klafter tiefe Felswand hinunter. Ein wahrhaftiger Totensprung, über den sich selbst seine waghalsigen Genossen entsetzten. Die revierkundigen Jäger sprachen gleichfalls ihre Meinung dahin aus, daß der Mann nur zerschellt in der Kluft unten liegen könne. Ein Bergen der Leiche war aber zurzeit undenkbar, das Einsteigen auf dem gefrorenen Felsboden trotz der Steigeisen so lange unmöglich, bis nicht etwas Schnee gefallen sein wird, der im Harstzustand den Steigeisen einigen Halt gibt. Mit vieler Mühe ward der Abstieg und Transport betätigt, und die drei Wilderer wurden ins Amtsgericht eingeliefert, wo sie vor dem Richter entschieden leugneten, den „Springer" gekannt zu haben.

Nach der ersten „Neuen", die infolge eingetretener Steifkälte rasch harstig wurde, begaben sich die Jäger auf die Suche nach der Leiche des „Springers", von welcher trotz tagelangem emsigsten Suchens nicht die geringste Spur gefunden werden konnte.

Die drei inhaftierten Burschen verrieten nichts und wurden abgestraft. Vom vierten Genossen sah und hörte man nichts, er galt als vermißt. Der wahnwitzige Sprung war aber doch gelungen, der tollkühne Bursche konnte sich retten und trieb sein „Handwerk“ weiter in den Krakauerbergen (Bezirk Murau).

So sah es in den 70er Jahren aus. Vor fünfzehn Jahren begann der Umschwung, langsam, doch sicher. Manche Erinnerung ist mir selbst noch im Gedächtnis, als ich in Begleitung des damaligen koburgischen Adjunkten streifte in den wildschönen Sölkerbergen.



Das schwarze Auge.

Gegen Ende der siebziger Jahre kam eines Sommerabends zum dicken Landarzt, der ohne den Doktortitel eine weitumfassende Praxis in einem Bezirk des steierischen Alpenlandes ausübte, ein stämmiger Knecht namens Loidl. Der Arzt pflegte, aus der langen Pfeife den ordinären Tabak in die würzige Bergluft paffend, im Gartenhäuschen der wohlverdienten Ruhe und zeigte sich nicht eben angenehm berührt, als der Knecht am Gartenzaun auftauchte und demütig den Hut zog. Befürchtete der Bergarzt doch eine Zitation hoch hinauf, denn Loidl ist Knecht des Bauers Osinger im höchstgelegenen Lärchenhof, und der Arzt ist vom heutigen Marsch erheblich geschwächt und ermüdet. Immerhin rief der Arzt, namens Gmeinhardt, dem ihm bekannten Knecht zu: „Fehlt was bei euch oben? Komm herein!“

Eintretend antwortete Loidl: „Mit Verlaub, Herr Doktor! Eppas (etwas) ist wohl nicht in der Weis richtig!“

„Bei dir oder bei deine Leut?“

„Ich glaub, dösmal brauchen wir 'n Herr Doktor gleich nur für'n Hund!“

„Donner und Doria! Meinst denn, ich steig wegen einem Hundsvieh zum Lärcher hinauf gut dritthalb Stund?!“

„Das nicht, beilei (bei Leibe) nicht; es tuet's auch, wenn S' mir was mitgeben für'n Zamperl!“

„Da mußt schon zum Tierarzt gehen, ich bin Menschendoktor!“

„Schon wohl! Aber der Viehdoktor ist über Land, und es könnt was passieren!“

„Was fehlt denn dem Hundsvieh?“

„Die G'sundheit!“

„Bombenelement, Kerl, willst mich frozzeln?“

„Na na, gewiß nicht, Herr Doktor! Ich glaub nur, 's Hundel will die Wut kriegen!“

„So schlag das Luder tot, oder erschieß den Hund! Mich aber laß in Ruh!“

„Wär schad um das so viel gute Hundel! Könnt sein, daß wir 'n erhalten, wenn S' mir

was geben täten dafür! Es darf die Medizin schon was kosten!"

„Na, meinetwegen!" erwiderte der Arzt, und trottete auf seinen kurzen Beinen ins Haus, um vorerst in praktischen Büchern nachzuschlagen. Bald war ein Prophylaktikum gegen Ausbruch der Tollwut gefunden, und im kühlen Raum, der die Haus- und Handapotheke barg, richtete Gmeinhardt eine Tinktur zurecht. Geben muß der Landarzt ein Mittel, die Praxis erfordert das, wenn nicht das Renommee leiden oder bei den Bauern völlig erschüttert werden soll.

So übergab denn Gmeinhardt dem Knecht ein etwa 50 Gramm haltendes Glas mit einer Tinktur, und deutschte dem Loidl die Sache auseinander: „Von dem Saftl gibst täglich viermal 7 bis 8 Tropfen in ein Schalerl Wasser, und zwingst den Hund, das zu saufen. Aber achtgeben, daß niemand davon was in die Augen kriegt, sell wär bös, tät die Augen verändern und schädigen. Und auch nichts davon trinken. Dem Hund hilft es sicher, und die Wut kommt nicht zum Ausbruch, wenn's nicht schon zu spät ist. Gib aber ja acht! Kommt von den Tropfen

etwas in deine Augen, das tät schmerzen, dich schier unkenntlich machen. Die Augäpfel würden übermäßig groß, könnt sein, daß dich kein Mensch mehr kennet! Also aufpassen! Die Tropfen gehören für den Hund!"

„Ich dank, Herr Doktor! Und die Schuldigkeit?"

„Na, zahlst halt dreißig Kreuzer!"

Loidl legte die drei Sechserln auf den wurmstichigen Tisch der Gartenlaube, schob das Tinkturglas in die Joppentasche, und entfernte sich mit höflichem Gruß.

Frühwinter und kalt war es geworden; im Bezirk stand die Männerwelt im Bann der Gamsbrunft. Bis auf Kinder, Greise und Krüppel war in jener Gegend so ziemlich alles vom Jagdteufel erfaßt, der Bezirk galt als ein Hauptherd der verwegensten Wilderer, und die Jagdschutzorgane konnte man als Todeskandidaten schier zu jeglicher Stunde betrachten. Demgemäß hatte sich das „Revieren" aufs äußerste verschärft, im Berg sprachen die Kugeln; auf eine Schlichtung der Zusammenstöße mittels Bergstöcken, wie das früher üblich gewesen, hatten beide Parteien längst

verzichtet. Im Laufe der Jahre ist mancher Revierjäger spurlos verschwunden, von einem lange vermißten Knecht fand man nur die Bundschuhe. Alle Bemühungen des Richters, solche Fälle aufzuklären, blieben vergeblich. Eines Tages im November wurde von Holzern der Jäger Stickler schwer angeschossen im Revier aufgefunden und schleunig zu Tal getragen. Man brachte den Ohnmächtigen in seine am Ende des Marktfleckens gelegene Wohnung, und bestellte eine Pflegerin, da Stickler ledigen Standes war.

Gmeinhardt übernahm, vom Landbesuch heimgekehrt, sofort den Patienten, und tat, was er konnte.

Am nächsten Morgen war Stickler bei Bewußtsein, so daß der Arzt die gerichtliche Vernehmung gestatten konnte. Alsbald kam der Bezirksrichter und fragte nach dem Täter.

Trotz der Schmerzen vermochte Stickler annähernd eine Personenbeschreibung zu geben, doch paßte diese auf den Lärcherknecht Loidl so gut wie auf drei und vier andere Burschen.

Völlige Erschöpfung des schwer verwundeten Jägers beendete die gerichtliche Vernehmung. Der

Richter gab der Gendarmerie Auftrag, nach der Personenbeschreibung die verdächtigen Burschen, insonders den Loidl vom Lärcherhof ins Jägerhaus zu bringen, wo zur bestimmten Stunde die Konfrontation stattfinden sollte.

Sticklers Kräfte verfielen rasch, es tat Eile not. Der Richter nahm den eingelieferten Loidl sogleich mit in die Krankenstube.

Der bleiche Jäger zuckte beim Anblick Loidls zusammen, richtete sich mühsam auf, und blickte forschend auf den Knecht, der mit weit geöffneter Pupille den Jäger anstarrte, sonst aber nicht das geringste Zeichen einer Gemütsbewegung zeigte.

„Ist es dieser, der dich angeschossen hat, Stickler?" fragte der Richter.

Der Jäger war unschlüssig, zögernd sprach er: „Ich glaub, der Schießer hat andere Augen g'habt!" Ächzend sank Stickler in die Kissen zurück, und eine Stunde später war er verschieden.

Dem Richter blieb nichts anderes übrig, als Loidl wieder freizulassen, wiewohl dessen seltsam veränderter Blick verdächtig blieb. Einer Regung folgend, schrieb sich der Richter die Notiz auf: „Loidl, 14. November, mit Stickler konfrontiert,

auffallend verändertes Auge, Pupille stark erweitert, Auge schwarz erscheinend. Keine Gemütsveränderung."

Wie Loidl mußten auch die übrigen verdächtigen Burschen auf freien Fuß gestellt werden. Wer den Mord begangen, der Tote nahm die Kunde mit ins Grab.

Eine Woche war verflossen, da erging sich der Richter vor Beginn der nachmittägigen Amtsstunden auf dem Sträßlein außerhalb des Ortes, und zufällig kam Loidl des Weges, ersichtlich betroffen, so unerwartet dem Gerichtsbeamten in die Hände zu laufen.

Der Richter merkte das sofort, musterte den Burschen scharf und sprach ihn an. Wie Loidl nun vor ihm stand, fiel dem Beamten auf, daß Loidls Augen sich zum gewöhnlichen Umfang verkleinert haben, und daß der Bursch jetzt blaue Augen von einer wahrhaftigen Vergißmeinnichtfarbe hat. Mit absichtlicher Harmlosigkeit, fast teilnahmsvoll fragte der Richter: „Na, Loidl, dein Augenweh ist wohl bedeutend besser worden?!"

Verlegen klang die Antwort: „Ja, ich dank,

Herr Bezirksrichter! Es ist schon wieder gut! Muß mich gleich was gestochen g'habt haben!"

„Ah, geh! Im Winter gibt es keine Mücken; was soll dich da gestochen haben?!"

„Weiß nicht; wird wohl doch so eine Staunzen (Stechmücke) übrig blieben sein vom Sommer her!"

„Ah, so meinst! Kann schon sein! B'hüt dich Gott, Loidl!"

Froh so leichten Kaufes loszukommen, entfernte sich der Bursch hastig. Der Richter nahm den Weg zum Arzt und traf ihn erwünschterweise zu Hause. Alle landesübliche Bewirtung ablehnend, bat der Gerichtsbeamte lediglich um ein Privatissimum.

Lächelnd öffnete Gmeinhardt seine Schreibstube und meinte dabei: „Sie werden mich doch nicht verhören wollen?"

Unter vier Augen begann der Richter zu fragen: „Gibt es ein medizinisches Mittel, das eine Pupillenerweiterung, verbunden mit einer Veränderung der Augenfarbe hervorbringt?"

„Gewiß! Ein Tropfen Atropin ins Auge eingeträufelt, genügt, um die Pupille des normalen

Auges fünf bis sechs Tage lang ad maximum erweitert zu halten."

„Gut! Wie färbt sich z. B. ein normal blaues Auge durch Atropineinträufelung?"

„Das blaue, graue oder braune Auge wird allemal durch Atropin schwarz erscheinen."

„Danke! Nun noch eine Frage: wie kann, sagen wir, ein Bauernknecht in den Besitz von Atropin gelangen?"

„Ja, das weiß auch ich nicht. Es ist bei uns nicht üblich, daß sich etwa Bauernweiber einen Belladonna-Absud bereiten."

„Haben Sie vielleicht jemals an jemanden eine Atropintinktur verabreicht?"

„Nicht daß ich wüßte! Aber, wenn ich fragen darf: liegt in dieser Beziehung ein Mißbrauch vor?"

Nun erzählte der Richter seine Wahrnehmung in Bezug auf Loidl.

Noch hatte er nicht ausgeredet, fiel es Gmeinhardt ein, daß zur Sommerzeit besagter Loidl um ein Mittel gegen Tollwut gebeten habe.

„Und was gaben Sie dem Knecht?"

„Belladonna-Tinktur zur Verhütung des

Wutausbruches beim Hund des Lärchers. Ich erinnere mich jetzt genau."

„Und welche Vorsichtsmaßregeln haben Sie dem Loidl eingeschärft?"

„Die üblichen."

„Auch in Bezug auf die Augen?!"

„Freilich! Ich glaube gesagt zu haben, daß Loidl und seine Leute achten sollten, von der Tinktur ja nichts in die Augen zu bringen, weil das böse Folgen haben könnte."

Nun bedankte sich der Richter für die erteilte Auskunft, und eine Stunde später saß Loidl hinter Schloß und Riegel. Beim ersten Verhör hielt der Beamte dem Burschen vor, wie sich die „Augen"-Veränderung abgespielt habe, und Loidl in maßloser Überraschung gestand ein, den Jäger Stickler niedergeschossen, und hernach zu Hause den Rest der Wuttinktur sich in die Augen gestrichen zu haben, in der Meinung, daß sein Gesicht dadurch „bös verändert", d. h. unkenntlich werden würde.

Somit war der Fall dadurch aufgeklärt.



Immer praktisch.

Ein schönes harmonisches und patriarchalisches Verhältnis zwischen den Patres Franziskaner des Expositur-Klösterls in der Hinterriß und dem Jagdschutzpersonal herrschte in den Zeiten, da Se. Hoheit der hochselige Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha die Jagdherrschaft dortselbst angetreten hatte und bestrebt war, eine ideale Wildbahn zu schaffen. Wurde anfangs auch gehegt und geschont, die Franziskaner bekamen doch alljährlich ihren Deputathirsch zum Geschenk, der dankbarst als hochwillkommene Tischbereicherung und Abwechslung auf die Schmalzkost angenommen wurde, und auch nicht wenig dazu beitrug, die Beziehungen freundschaftlich zu gestalten.

In der Einöde, namentlich zur Winterszeit, erwuchsen dem Superior, der über reiche Lebens-

erfahrung gebot, mancherlei Aufgaben, die nicht immer auf pastoralem Gebiete lagen; der Pater Superior ward Helfer in so manchen Nöten des Lebens, z. B. wenn das Sträßlein hinaus nach Vorderriß-Lenggries klafterhoch verschneit war, der bayerische Arzt nicht in die tirolische Riß, Patienten aber nicht hinaus gelangen konnten, oder wenn Viehnöten eintraten und dergleichen Fatalitäten mehr.

In allen Fällen hieß es einfach: der Superi wird schon zu helfen wissen, man stapfte ins Klösterl, und schier immer wußte der greise Pater Hilfe zu geben, wenn auch manchmal auf sehr primitive Art und mit Mitteln, die dem Fachmann, so dieser sie je erfahren hätte, die Haare zu Berg getrieben haben würden. Wie soll man bei Wunden den Blutfluß stillen, wenn keinerlei Behelfe zur Stillung vorhanden sind? Der alte Superior pflegte in solchen Fällen zu sagen, daß das „Abbeten" allein nicht helfe, er griff nach seinem Schreibzeug und bestrich die Wunde mit — Tinte, wohl wissend, daß Galläpfeltinte einen gewissen Prozentsatz Gerbsäure enthält, mit welcher noch dazu auf (primitiven) antiseptischem

Wege der Blutung Einhalt geboten, der Verheilungsprozeß beschleunigt werden kann.

Zu Zeiten, namentlich der Bringezeit des Langholzes, liefen denn auch manche Holzknechte, welche Verletzungen beim Holztransport erlitten, als lebendige Tintenkleckse in der Riß herum, und verdankten schließlich die rasche Verheilung ihrer Wunden nur dem praktischen Superior.

Manchmal freilich wollte dessen Kunst und Erfahrung versagen, doch an deren Stelle trat dann der erfinderische Geist, der bekanntlich niemals besser sich entwickelt als zu Zeiten der Not. Haben ganze Völker in der Zwangslage unvermeidlicher, schier unüberwindlicher Not wirksame Hilfsmittel gefunden, die anderen, oft viel höher gebildeten Völkern unbekannt waren, — der Superior von der Hinterriß erfand neue Medizinen und konstruierte neue, eigenartige Hilfsmittel, mit denen er die Gelehrten in den Schatten stellen konnte.

Ein markanter Fall sei hier erzählt, den der damalige Bezirksarzt, Herr Dr. Roth von Lenggries, seinen Erinnerungen aus der erfahrungsreichen Praxis einverleibt hat.

Einer der koburgischen Jagdgehilfen hatte

krank den Zwangswechsel ins Bett annehmen müssen, er konnte sich mit hartem, aufgetriebenen Leib nicht mehr auf den Füßen halten und litt erschreckliche Schmerzen, die weder Schnaps noch Graukäse, wie die Kollegen als Universalmittel geraten, zu lindern vermochten. Zum Arzt nach Lenggries laufen, vereitelte der Schnee, und selbst bei gutem Wetter stünde der Eintritt einer Katastrophe früher als die Ankunft des Arztes zu erwarten. So blieb nur die Hilfe des Superiors übrig, der nun geholt wurde.

Franziskaner tragen zwar keine Sporen, man darf aber kecklich behaupten, daß der wackere Geistliche „spornstreichs“ vom Klösterl zur Wohnung des Jagdgehilfen lief und zwar ohne die erbetene letzte Wegzehrung (hl. Sterbsakrament), denn der Pater meinte, so schnell werde ein Jäger ja doch nicht hinüberwandern, wenn er bloß einen Bauch wie eine Trommel groß habe.

Die liebevolle Gattin in ihrer Freundlichkeit saß am Bett des „aufgegebenen“ Jägers, und lispelte dem Vergrämten die Sterbgebete in die Ohren, was dem Ärmsten die Schmerzen kaum gemindert haben dürfte.

Das Weib geriet in die größte Aufregung, wie es den Pater ohne Ornat und ohne die Attribute des „Versehganges“ erblickte, und wollte zu zetern anfangen. Kurz und bündig wies der Superior das Weib aus der Stube und fing an, den Todeskandidaten zu untersuchen, der bei jeder noch so sanften Berührung wie besessen schrie und erbarmungswürdig jammerte, sterben zu müssen, ohne daß die neue „Gamslederne“ durchgewetzt sei.

„Maul halten!“

Der Jäger verstummte, sein fassungsloser Blick hing am Superior, der sich am Ohr kratzte und dann sprach: „Sterben mußt dösmal nicht, — aber was anders, — sonst bischt wirklich verloren!“

Dem Jagdgehilfen war's, als wenn der sonst so gescheite Superior völlig übergeschnappt sein müsse.

Soviel in aller Geschwindigkeit der Pater auch nachdachte, es fiel ihm nicht bei, wo rasch das zu einem Clysma nötige Instrument requiriert werden könnte. Aber Not macht erfinderisch, und der alte Pater war von jeher ein praktischer Mann. Schnell fragte er den Jäger: „Rauchst du Pfeifen?“

„I mog net!“

„Wo hast selles Gstemm?“

„Wird decht auf'm Kommodkaschten lieg'n!“ ächzte der Jäger, dem nun nicht sein Zustand allein, sondern die Angst, jetzt rauchen zu sollen, den Schweiß auf die Stirne trieb.

Frohlockend griff der Pater nach dem Pfeifenrohr, nahm Pfeife und Wassersack weg, leerte den Tabaksbeutel aus, und füllte die nicht gerade sehr reinlich aussehende Schweinsblase mit Wasser, und band sie an das Pfeifenrohr. Nun ward das Jägersweib herbeigerufen und mit der weiteren Manipulation beauftragt.

„Der Superi rappelt!“ schrie vor Überraschung das Weib.

„Maul halten und tun, wie ich g'sagt hab!“ befahl der Pater energisch und ließ das Paar allein.

Die Grobheit erzielte Gehorsam, und das nikotinhaltige Clysma wurde in höchster Not zum Lebensretter.

Bis der Pater wieder vorsprach, war der Jäger bereits wieder auf den Beinen und seinem Retter herzlichst dankbar. Nur jammerte er, das

Pfeifenröhrl nimmer zum Rauchen benützen zu können.

Da lachte der erfinderische Wohltäter und erfahrene Superior: „Na, dann nimmst halt ein neues Spitzl (Rohrmundstück), aftn geht's wie ehnder!"

Auch dieser praktische Rat wurde befolgt und somit die Neuanschaffung eines Pfeifenrohres erspart.

Mit der Verweltlichung der Hinterrißer Pfarrei sind auch die Franziskaner aus der Riß verschwunden, doch das liebevolle Andenken an die Patres lebt auch jetzt noch im Rißer Völkl und nicht zum wenigsten an den erfinderischen immer praktischen Superior.



Ein guter Rat.

Man kann nicht behaupten, daß der stämmige Jagdgehilfe Lipp das Pulver erfunden hat, doch ist es Tatsache, daß er mit Pulver und Blei besser umzugehen versteht als weiland der Freiburger Mönch. Des weitern kennt der Jäger seinen Dienst und alles, was dazu gehört, genau; nur im neuen Revier ist er noch nicht sicher, denn seit seiner Einstellung sind erst wenige Tage verflossen. Das Revier ist ziemlich groß, man kann es in so kurzer Zeit unmöglich auslaufen. Bei der Einführung in das neue Amt hat der alte Förster die Obliegenheiten des Dienstes kurz aufgezählt, und Lipp nickte mit vollem Verständnis dazu: Wege ausputzen, Fährten studieren, Sulzen schlagen, Heu ernten und in die Schober bringen, die Grenze beunruhigen und das Wild ins Re-

vier drücken, Gemsen einleiten und Raubzeug vertilgen immerdar. Noch kürzer fiel die Dienstanweisung für den Aufenthalt in der Jagdhütte oben aus: stricken, aufs Feuer achten und auf Sauberkeit. Den Schluß der trockenen Anweisung bildete ein guter Rat; der alte Förster sagte kurz: „Wegen eines Hüttenkameraden sei vorsichtig, lieber einen Hund als ein junges Weibets! Und dann hüte dich vor dem Gamsdusel!“

Nach kurzer Verabschiedung befand sich Lipp allein; der Förster trollte hinunter ins Tal, und der neue Jäger hatte Zeit zum Nachdenken und zur Wohnlichmachung seiner kleinen Diensthütte in der Bergeinsamkeit. Zum Kameraden hatte Lipp den Schweißhund Sylvan beigegeben erhalten, der diensterprobt den Jäger begleitet, als sei dies von Anfang an so und nicht anders gewesen. Ein richtiger Jagdhund geht mit jedem Jäger.

Der Wildstand ist nicht der beste; es wird arbeiten und schonen, fleißig hegen und für den Winter sorgen heißen, wenn es besser, bald besser werden soll. Die Diensthütte ist klein, doch solid gebaut, und enthält das Nötige für die erste Zeit

der Ernährung. Knapp ist die Einrichtung der Hütte, noch knapper die der Küche, sofern man den kleinen Kochherd im Wohnstübchen mit dem Ausdruck Küche bezeichnen will. Sie genügt aber zur Bereitung des Menus: Polenta, Käsnocken und Knödel das ganze Jahr hindurch. Gelegentlich der Rapporte im Forsthaus kann im Wirtshaus wohl ein Happen Fleisch verzehrt, und etliches Bierquantum daraufgegossen werden, doch sieht's der Förster nicht gern, wenn der Jäger statt im Revier im Wirtshaus sitzt.

In angestrengter Durchstreifung des Reviers bei Tag und in häuslicher Arbeit nach Schwinden des Büchsenlichts vergeht die Zeit rasch; Lipp hat fürwahr noch nicht Gelegenheit gehabt, über den Rat von wegen eines Hüttenkameraden tiefer nachzusinnen. Gewöhnlich wollte er vor dem Einschlafen darüber nachdenken, doch die Müdigkeit war zu groß, und rasch siegte der Bruder des Todes. Nach etwa acht Tagen kam Lipp zum ersten Mal auf die Sattenalm auf der östlichen Seite seines Reviers, und sprach auf derselben ein, um die Sennin kennen zu lernen. Ein nettes Mädel, die schwarzhaarige Mirzl; nicht

schön, gewiß nicht sauber, aber eine fesche Person, so ganz nach Lipps Geschmack, drall und voll, und Augen mit Glut und Leidenschaft, die aufleuchten können, daß einem das Feuer durch die Adern brennt. Jetzt erscheint es Lipp geradezu dumm, daß der Förster ihm den Hund als besseren Kameraden für die Einsamkeit empfohlen hat. Der Förster ist aber ein brummiger alter Mann, und Lipp ist jung, keine dreißig Jahre alt, entschieden zu jung zum Versauern in der Bergwildnis. Und diese Freundlichkeit der Mirzl, diese sichtliche Freude über den Besuch. Sie hat schon von der Sephi, die auf der Grenzalm haust, gehört, daß ein neuer Jäger aufgezogen sei, aber sie hat nicht geglaubt, daß der „Neue" so viel ein schmucker Bursch sei, grad gefährlich sauber. So was ist dem Lipp noch nicht ins Gesicht gesagt worden, von keinem Menschen und ganz gewiß nicht von einem Weibets. Dem Lipp hüpfte das Herz voll Wonne, aber die Zunge ward um so langsamer und lag wie Blei im Munde. Es verschlug ihm die Rede völlig, nur die Zähne konnte er zeigen, und die gute Mirzl nahm das Grinsen für eine vollwertige Antwort, und kredenzte dem Jäger

alten Schnaps. Erst der Sylvan brachte dem Lipp die Sprache wieder; der Schweißhund zog die Leine straff, er wollte mit windender Nase der Mirzl an den Leib und bekundete größtes Interesse für die Sennin.

Der Jäger lachte: „Da schau, der Sylvan hat dich auch gern!“

Doch Mirzl retirierte und zeigte keine Geneigtheit, sich mit dem Hund abzugeben. Sie brach sogar die Unterhaltung mit einem Hinweis ab, daß nun wieder gearbeitet werden müsse, doch lud sie den Jäger ein, seinen Besuch zu wiederholen. Lipp grinste und meinte dann, die Sennin müßte doch wohl erst seinen Besuch in der Diensthütte erwidern. Bereitwillig, mit auffallender Hast erklärte sich Mirzl dazu bereit, und kündete ihren Besuch für nächsten Sonntag zur Frühstückzeit an.

Lipp kratzte sich hinterm Ohr: „Sell wird nicht gehen. Um diese Zeit muß ich revieren! Kannst nicht zum Abend kommen?“

„Du bist mir ein Feiner! Glaubst denn, unsereins ist nicht auch an die Zeit und Arbeit gebunden? Dir verschlägt es nichts, und deine

Gams werden dir nicht davonlaufen, wenn du einmal zu Hause bleibst, und Besuch erwartest!"

Unter dem Gelächter Mirzls trollte Lipp mit Sylvan ab. Der Hund schien Sympathien für die Alm zu haben und ein Verweilen bei der drallen Sennin für angenehmer zu finden, als das Revieren an kurzer Leine, die sich immer straffer zog, je mehr der Hund zerrte und rückwärts wollte. Lipp schlug mit dem Bergstock auf die Leine und rief ärgerlich: „Was hast denn, Sylvan? Vorwärts! Allweil kann man nicht auf der Alm bleiben!" Gehorsam fügte sich nun der Schweißhund und gab das Winden auf. Mit langsamem stetigen Schritt ging es aufwärts einem Graben zu, der um eine Terrasse höher einwärts führt zur letzten Alm, zur Grenzalm. Lipp will auch dort Besuch machen, da ja ein Gebirgsjäger über alles in seinem Revier orientiert sein muß. Zeitweilig stand Lipp und suchte mit dem Spektiv die Wände ab. Ist wenig drinnen, hie und da ein Gams; da wird es lange dauern, bis geschossen werden kann. Gottlob ist der Wildstand im Sattenrevier besser, wenn es auch nicht gerade wimmelt; aber es gibt dort starke Rudel und brave Hirsche, die

freilich nicht hinausgelassen werden dürfen. Wenn nur nicht die Lumpen drüberkommen! Das Gesindel kennt die Reviere wahrscheinlich besser als der Jäger selbst. Wird aufpassen heißen und scharf dreingehen, sonst ist alle Mühe vergeblich.

Lipp erlebte auf der Grenzalm eine Enttäuschung. Sephi ist älter als Mirzl und weit weniger nach seinem Geschmack. Das blonde Zöpfel mager, die ganze Gestalt mager, aber um den Mund liegt etwas Liebes, und das ältliche Mädel hat Vergißmeinnichtaugen so rein, treu und lieb, daß man die Magerkeit des Leibes vergessen könnte. Na, Großtürke kann Lipp ja doch nicht sein; kriegt er die Mirzl zum Schatz, so kann er auf die Sephi leicht verzichten. Merkwürdig ist, daß auch der Sylvan von der Sephi nichts wissen will; auf der Sattenalm war das ein anderes Getue; der Hund hat sich ja schier bei der Mirzl verschliefen wollen, und bei der Sephi bleibt er kalt, unnahbar und zeigt gar kein Interesse. Unwillkürlich dachte sich Lipp: Wie der Hund, so der Herr! Aber das muß man der Sephi lassen: lieb ist sie, lieb und gut, und die Ehrlichkeit schaut aus ihren blauen Augen heraus.

Das Mädel lügt nicht und kann nicht lügen, und sicher ist die Sephi die „gute Stund" selber auf Erden. Frei schad, daß sie nicht so mollig ist wie die dralle Mirzl; etwas üppiger, wär sie dann dem Lipp schier lieber. Aber die Mirzl ist rassiger, voll Leidenschaft; wenigstens glaubt dies der Lipp, dem bislang jede hierauf bezügliche Erfahrung fehlt, und der ausschließlich auf Mutmaßungen angewiesen ist.

Auch der Schnaps ist nicht so gut, zum mindesten nicht so alt wie auf der Sattenalm. Immerhin, dachte Lipp, kann man die Sephi in Vormerkung nehmen für den Fall, daß man bei der Mirzl nicht reussiert. Mehr der Redensart halber sagte der Jäger, dessen Zunge Sephi gegenüber anstandslos funktioniert, daß er sich freuen werde, die Sephi in seiner Diensthütte bewirten zu können! Aber noch hatte er nicht völlig ausgesprochen, da gab es was zu gucken. Schlicht, doch bestimmt, gab Sephi dem verdutzten Jäger zu verstehen, daß sie ein armes anständiges Mädel sei, und als anständige Person behandelt zu werden verlange. In einer fremden Hütte und bei einem alleinstehenden Mannsbild habe sie nichts zu suchen.

Lipp riß Augen und Mund auf. Sephi aber verabschiedete sich mit kurzem „nichts für unguat, Jaager, und jetzt b'hüt Gott!" Dann trat sie in die Hütte.

Verdutzt zog Lipp ab, und sein langes Gesicht ward erst im Gewänd oben wieder normal, als es hieß, die Gemsen von der Grenze wegzudrücken. Natürlich wich Lipp nach dem Reinfall abends auf dem Rückweg der Grenzalm aus und eilte dann hinaus zur Sattenalm, um der drallen Mirzl noch gute Nacht zu wünschen.

Dazu bot sich gerade noch günstige Gelegenheit, denn aus dem rotverhangenen Fenster von Mirzls Kämmerlein blinkte ein Licht durch die aufziehende Nacht. Je näher der Jäger heranrückte, desto drängender ward der Hund; Sylvan liegt in der Leine und drängt vor, straff ziehend, so daß Lipp unwillkürlich in eine Art Lauftempo geriet. Plötzlich riß der Leinenring am Rucksackriemen, und Sylvan, sonst ein absolut ruhiger, leinenführiger Hund, schoß wie ein Pfeil mit der Nase im Wind der Hütte zu. „Hötteufel! Was hat denn der Hund?" rief Lipp und stapfte hinterdrein. Es muß etwas nicht in Ordnung sein;

das hat der Hund los, der gar nicht Hals gibt, sondern nur rasch die Alm visitieren will.

Sylvan kratzte an der Tür, und in demselben Augenblick erlosch das Licht im Kämmerlein.

Ärgerlich klopfte Lipp und nannte seinen Namen, um vielleicht doch noch ein Öffnen des Fensters zu erzielen.

Doch Mirzl rief schrill: „Ich schlaf schon! Geh nur weiter!“

Ärgerlich zog Lipp mit Sylvan ab durch die Nacht zur Diensthütte.

Am nächsten Morgen trat der Jäger abermals den Gang ins Sattenrevier an, diesmal mit Salz und einem Pickel bepackt zum Sulzenschlagen für das Hochwild. Die Büchsflinte ist umgehangen, der Bergstock zu Hause gelassen worden. Sylvan darf frei mitspazieren, doch wird er durch zeitweiligen Zuruf kurz gehalten. Eigentlich ist das Sulzenschlagen etwas verfrüht, aber Lipp will einen Anlaß haben, just wieder in dieses Revier zu gehen, das ihm entschieden das liebste im ganzen Bezirk ist. Natürlich wird auf der Sattenalm zugekehrt, voraus Sylvan, dem es heillos pressiert, seiner Nase Genugtuung zu verschaffen.

Statt der erwarteten Grüße flog dem eintretenden Jäger ein Fluch an den Kopf; Mirzl schimpfte aus Leibeskräften über das zudringliche Hundevieh, und stieß mit dem Fuß nach Sylvan.

„Was hast denn nur gegen den Hund?" fragte erstaunt Lipp.

„Meine Ruh möcht ich! Ruf das Vieh zurück, oder ich derschlag es!"

„Wird doch nicht sein!"

Inzwischen hatte sich Sylvan wieder an Mirzl gedrängt und schnupperte an ihren Kleidern. Mirzl griff in den Aschenhaufen auf dem Herd und rieb blitzschnell des Hundes Nase mit Asche ein. Pustend fuhr Sylvan zurück und wischte mit der Vorderpfote den Aschenstaub weg. Lipp wollte ein Gespräch beginnen, doch Mirzl zeigte sich unwirsch und nicht geneigt dazu. Kurz fertigte sie den Jäger ab, doch milderte sie alsbald die schroffe Abweisung und sagte, am Sonntag werde sie um so ausgiebiger plaudern, heute fehle es an der Zeit.

Notgedrungen mußte Lipp weitergehen, und Sylvan folgte niesend. Die Lust am heutigen Gang ist verloren, die Arbeit des Sulzenschlagens

vollzog sich langsam, wie auch schon die Wahl des passenden Ortes für eine Salzlecke sich verzögert hatte.

Es dämmerte am Sonntagmorgen kaum, da war Lipp schon auf den Beinen, um zunächst in der Hütte aufzuräumen und dieselbe für den Besuch der Mirzl herzurichten. Nach dieser Arbeit kam eine gute Viertelstunde des Überlegens. Soll Lipp wirklich daheimbleiben, die Sennerin erwarten und empfangen, oder soll er seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit erfüllen und den Sonntagmorgen im Revier zubringen? Das dienstliche Gewissen mahnte zur Pflichterfüllung, doch der Gedanke an die üppige Mirzl lockte zum Daheimbleiben. Das Abzählen der Knöpfe an der grünen Weste ergab auch kein definitives Resultat, denn zählte Lipp mit „ja“ beginnend, so muß er ins Revier, fängt er aber mit „nein“ an, dann kann er daheimbleiben. In dieser Zweifelsqual überkam den Jäger ein pfiffiger Gedanke, der beide Mücken mit einem Schlage fängt. Lipp will sofort ins Revier und etwa gegen neun Uhr wieder heimkommen. Sylvan wird zu Hause gelassen. So rasch brach Lipp

auf, daß er das Fenster der Wohnstube offen und die Tür unverschlossen ließ. Die Büchsflinte umgehangen und den Bergstock in der Faust, trat er den Reviergang an, diesmal nach Westen hinauf, und bald war er im dämmerigen Tann verschwunden.

Für den herrlich anbrechenden Sonntagmorgen hatten zwei Menschen auf der Sattenalm wenig Bewunderung. Ungewaschen hockte Mirzl im Kämmerlein und verabredete mit ihrem Herzliebsten, dem Holzknecht Lenz, die heutige Tagesordnung. Aufmerksam hörte der sehnige Bursche zu, der auch gelassen blieb, als ihm Mirzl sagte, daß sie gegen neun Uhr den Jäger besuchen werde. Lenz ließ nur einen leisen Pfiff durch die Zähne ertönen als Zeichen des Verständnisses. Dann fragte er, wie lang der Besuch wohl dauern werde?

„Ein Stünderl werd ich den Lipp-Lapp wohl derhalten können."

„Dann muß ich gleich hinauf! Der Weg ist grob, der Steig schlecht. Halt ihn nur zurück, bald es oben tuscht, und mach ihm weis, es wär auf der andern Seite g'wesen!"

Grußlos verschwand Lenz von der Alm. Dann

begann Mirzl mit der Toilette; die Sennin will sich gehörig herausputzen, um dem Jäger möglichst verlockend zu erscheinen. Wie sie sich freut, diesen Gimpel auf den Leim zu bringen!

War das nicht ein Geräusch, als wenn irgend ein Lebewesen in die Hütte eingedrungen wäre? Aber was könnte das sein? Am lichten Morgen wagt sich kein Fuchs zur Alm, wo es keine Hühner gibt. Ein scharfer Geruch drang durch die halbgeöffnete Tür ins Kämmerlein und erinnerte Mirzl, daß sie das Kellertürchen müsse offen gelassen haben. Wenn jetzt der Lipp käme, könnte er was merken! Aber der wird unten in seiner Diensthütte mit klopfendem Herzen hocken und auf den Besuch warten. Immerhin wird es aber gut sein, wenn der Keller bald geräumt wird. Mirzl war fertig und beeilte sich, die Kellertür zu schließen. Dagegen öffnete sie das kleine Kellerfenster, um Luft einzulassen. Es hat ja keine Gefahr; während sie beim Lipp ist, kann der Jäger nicht hier oben sein, also nichts winden, und hernach ist's immer noch Zeit, das Fenster wieder zu schließen. Endlich war Mirzl fertig zum Abmarsch; die Hängeuhr in der Kammer schnarrte die achte Stunde, also

kann die Sennin knapp vor neun Uhr in der Diensthütte sein. Mirzl schob den Türriegel vor, warf noch einen Blick auf das grasende Vieh am Alpboden, und schritt rüstig hinab.

Warm gelaufen, kam Lipp nach halb neun Uhr in der Diensthütte an, wo er zu seiner Verwunderung Sylvan nicht vorfand. Das offene Fenster erklärte die Flucht nur zur Hälfte. Wohin der Hund gelaufen sein mag? Eine heillose Geschichte das! Ein Berufshund auf eigene Faust fort ins Revier! Wenn das der brummige Förster erfährt, dann gibt es einen Rüffel wie noch nie. Und die Beunruhigung im Revier durch den streifenden Hund! Das ganze Wild kann zum Auswechseln gebracht werden, und dann ade mit dem Posten heroben! Heiß und kalt ward dem Lipp bei solchen Gedanken. Soll er nicht gleich dem Hunde nach? Aber wohin? Wo Sylvan suchen? Wenn der Hund, ohne Hals zu geben, jagt, bleibt er unauffindbar, bis die Müdigkeit ihn heimtreibt.

Während Lipp in solcher Verlegenheit immer wieder nach Sylvan pfiff, kam Mirzl an, mit dem reizendsten Lächeln auf den kirschroten Lippen. Die Dirn ist herausgeputzt, daß einem vom

Schlage Lipps das Herz im Leibe lachen könnte. „Da bin ich, Jäger! Jetzt kannst mich traktieren!" rief Mirzl, und streckte ihm die schwielige Hand entgegen.

„Hast meinen Hund nicht gesehen?" fragte Lipp in seiner angstvollen Unruhe.

„Ein nettes Willkomm! Was geht denn mich dein Hundsviech an!" grollte Mirzl beleidigt, und gab sich dabei Mühe, ein gewisses Erschrecken zu verbergen.

„Der Hund ist noch niemals eigenmächtig fort! Es läßt mir keine Ruh! Ich muß ihn suchen!"

„Das wär wohl noch schöner! Ein Jaager lauft 'm Hund nach! Das Vieh wird schon allein kommen! Jetzt bin ich da zum Besuch! Bin ich dir sauber genug, he? Also her mit einem Schmatz!" Verlockend spitzte Mirzl die Lippen.

In demselben Augenblick sprang Sylvan durchs Fenster in die Stube herein, ein Stück Wildbret im Fang apportierend.

„Sylvan! Gott sei's gedankt, der Hund ist da!" rief Lipp, und eilte auf den Schweißhund zu.

Mirzl erblaßte vor Schrecken.

„Was bringst denn da für ein Apportel?"

Sylvan legte das Stück Wildbret vor die Füße seines Herrn, und wedelte mit der Rute, dabei den Jäger mit den Augenlichtern anblickend, als erwarte er Lob für seine Tat.

„Sakra! Das ist ja Wildbret! Nicht übel! Wie kommst denn du zu zerwirktem Wildbret?"

Ein Schuß dröhnte in den Bergen und weckte vielfaches Echo.

„Höllteufel! Jetzt hat's was!" schrie Lipp, griff nach Büchse und Bergstock, und in wuchtigen Sätzen eilte er davon.

In der Hütte kreischte vor Wut die Sennin, welche den fein ausgehegten Plan zerschellen sieht. An dem Mißlingen ist nur der Malefizhund schuld, und an ihm will Mirzl die ganze Wut auslassen. Aber Sylvan versteht keinen Spaß; zähnefletschend, steht er kampfbereit.

Ein weiteres Verweilen in der Diensthütte hat keinen Zweck; im Gegenteil gilt es, gewisse Beweise von der Sattenalm verschwinden zu lassen. Außerdem muß Mirzl so schnell wie möglich dem Lenz entgegeneilen, und ihm, wenn nötig, Hilfe gegen den Jäger bringen.

Flüchtigen Schritts hastete Mirzl ihrer Alm zu, hinterdrein Sylvan als Eskorte.

In aller Ruhe hatte Lenz oben im Gewänd das geschossene Gams aufgebrochen. Gern würde er sich einen zweiten Schuß leisten, aber sicher ist sicher. Wer weiß, ob Mirzl den Jäger unten in der Hütte festzuhalten vermag, und stürmt Lipp herauf, so kann es doch etwas absetzen. Es gilt also Genügsamkeit und den Zeitvorsprung ausnützen. Lenz warf sich das Gams auf den Rücken, schob eine frische Patrone in den Lauf, und begann den Abstieg, der die ganze Achtsamkeit beansprucht.

Lipp war mehr instinktiv als nach dem Gehör dem Sattenrevier zugeeilt; in der Hütte war eine Orientierung über die Schußrichtung ja nicht möglich gewesen. Im Sattengebiet mäßigte der Jäger seine Schritte, und an einer Stelle, die bei Deckung dennoch gut Ausblick gewährte, hielt er still, um zunächst mit dem Fernglas zu arbeiten.

Einige Minuten ruhigen Suchens brachten gewünschten Erfolg; das bewaffnete Auge fand den Wilderer, der mit mäßiger Eile drüben der

Grabenmündung zustrebt. Lipp überlegte; quer darf er nicht durch die Grabensohle, um nicht zu früh eräugt zu werden. Warten und dem Lumpen im Rücken folgen, das dauert zu lange und gewährt jenem zu viel Vorsprung. Läuft Lipp aber auf seiner Grabenseite dem Tal zu, umkreist er die Grabenmündung hinter dem Viehzaun geschickt, so kann er dem Wilderer noch ein Stück entgegenkommen und ihn abfassen.

So laufen und springen kann nur der Hochgebirgsjäger von Beruf. Immer in Deckung, möglichst lautlos und flink wie die Gemse selber. Es gilt aber auch Eile, wenn der Plan gelingen soll. Lipp springt längs des Zauns, gebückt mit schußfertiger Büchse, und erst auf dem jenseitigen Grabenhang machte er eine Ruhepause, zugleich ausluegend.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Lump in Hangmitte bleiben, die mehr Deckung gewährt, als der Weg an der Grabensohle. Dieser Vermutung folgend, kletterte Lipp direkt durch die Fichtenschonung hinan, und legte sich auf dem Steigl der Hangmitte in den Hinterhalt.

Ein Halbstündchen wohl mochte verflossen

sein; kein Anzeichen verriet das Nahen eines Menschen auf dem Waldsteigl. Sollte der Lump doch den untern Weg benutzt haben? Es ist aber nicht zu glauben; ein richtiger Schwarzgeher hält immer Deckung. Ein Fehler war es aber, daß Lipp nicht drüben so lange wartete, bis er Gewißheit über die vom Wilderer eingeschlagene Richtung hatte.

Ein kurzes Brechen, ein leiser Fußtritt ward laut im kirchstillen Wald. Lipp weiß genug, er richtete sich auf und stellte sich hinter den Stamm einer Schirmfichte; ein rascher Blick auf den aufgezogenen Büchsenhahn des Kugellaufes, und der ernste Strauß kann ausgefochten werden.

Lenz tauchte auf mit dem Gams auf dem Rücken und dem Stutzen im rechten Arm, sorglich sichernd. Er traute der Stille nicht, trat vom Steig weg und hielt sich mehr zur Seite im Schatten.

Ruhig ließ Lipp den Dieb herankommen auf knapp zwanzig Schritte, dann legte er an und rief: „Halt! Stutzen weg!“

Lenz zuckte zusammen, ein jäher Blick nach vorn, es ist zu spät.

Willig ließ er den Stutzen zu Boden gleiten, dann trat er einige Schritte zurück zum Zeichen der Ergebung.

Im Anschlag bleibend, kam Lipp heran, und befahl ein weiteres Zurückweichen um zehn Schritte weg vom Stutzen.

„Ich gib mich! Hab keine Sorg!"

Lipp ist die Vorsicht selber, er kennt die Kniffe des letzten entscheidenden Augenblicks. Mit blitzschnellem Griff faßte er den Stutzen auf und hing ihn um. Dann trat er zur Seite und ließ den Wilderer vorausgehen. An seiner Büchse setzte er wohl den Hahn in Ruh, behielt sie aber schußbereit im Arm, während die Linke den Bergstock trägt. Wortlos vollzog sich die Eskorte hinab den Steig, dem Zaunstiegel an der Sohle zu. Die Gebüschwucherung zu beiden Seiten des Steigls und Lenzens Gestalt beengten Lipps Ausblick nach vorn. Ein Husten Lenzens veranlaßte Lipp, dem Wilderer dicht auf den Fersen zu folgen, und, die Büchse im Riemen auf die Achsel hängend, den eisenbeschlagenen Bergstock schlagbereit emporzuheben. Lenz stieg über das Zaunstiegel und riß mit Vehemenz ein Zaunscheit

heraus. Mit Blitzesschnelle sauste aber Lipps Bergstock auf den Kopf des Wilderers, so wuchtig, daß der getroffene Lenz betäubt zu Boden stürzte. Eben wollte Lipp den Fuß auf das Zaunstiegel setzen, da erhielt er von rückwärts einen Hieb auf den Rücken, dem hageldicht weitere folgen. Mit einem Satz sprang der Jäger vollends über den Zaun und machte schußfertig.

Zu seiner maßlosen Überraschung ist der Attentäter die Mirzl. Lipp stellte den Fuß auf den am Boden liegenden Lenz, und rief lachend über den Zaun: „Mirzl, das war dein schlaustes Stückl nicht!"

„Wart es ab, Mörder!" klang es wütig herüber.

Das machte Lipp stutzig. Die Situation ist auch nicht gerade angenehm. Lenz ist offenbar durch den wuchtigen Hieb schwer verletzt, kann also ohne Hilfe nicht vom Fleck gebracht werden. Macht sich Lipp aber an ihm zu schaffen, so wird die tolle Sennin ihren Angriff wiederholen, der zwar nicht sonderlich zu fürchten ist, aber dennoch unbequem werden kann, wenn Mirzl eines der Gewehre erwischt und feuert. Das Dirndl aber durch Hiebe kampfunfähig machen, das widerstrebte

dem Lipp. Hier kann nur die List helfen. Mit gutgespielter Kaltblütigkeit zieht Lipp den Hahn des Schrotlaufes auf, hält die Laufmündung auf Lenzens Kopf und sagt: „Er soll nicht länger leiden!"

„Um Gottes Jesu willen, was willst tun?" schrie in Todesangst Mirzl.

„Den Fangschuß will ich ihm geben!"

„Um Christi Barmherzigkeit, laß ihn leben!"

„Gut. Dann lauf hinab ins Tal zum Förster um Hilf und bring auch den Geistlichen mit!"

„Willst ihn am Leben lassen?"

„Ja! Eil dich aber, sonst stirbt er mir unter der Hand!"

Wie eine Gazelle in hoher Flucht setzte Mirzl über das Stiegel, und eilte in rasenden Sprüngen hinab ins Tal.

Lipp aber holte von einer nahen Quelle Wasser, labte den Lenz, der sich alsbald erholte, und brachte ihn, nachdem er ihm das Gams abgenommen hatte, wieder auf die Füße. „So, Brüderl, jetzt marschieren wir weiter, das Scheitausreißen laß hübsch bleiben! Ich hab noch mehr von den Kopfnüssen!"

Auf das Rieseln aus der Kopfwunde ward nicht weiter geachtet, das bißchen bluten verschlägt bei einem Holzknecht nichts.

Lipp trug das Gams, beide Gewehre und für alle Fälle schlagbereit den Stock; drei Schritte voraus trollte nun recht demütig der Wilderer, dem die Schneid gründlich abhanden gekommen ist. Unterwegs kam beiden der Förster mit Knechten und einer Tragbahre entgegen, denen der Geistliche folgte. Mirzl stürmte voraus.

War das ein Geschau, als der vermeintliche Sterbende anmarschiert kam! Die Mirzl vermochte die Situation nicht zu fassen und kam aus der Verwunderung gar nicht heraus. Trau eines auch diesen Jägern!

Lenz wurde im Forsthause verbunden und sodann der Gendarmerie übergeben. Lipp aber mußte Rapport erstatten, der vom Förster bei Erwähnung des von Sylvan apportierten Stücks Wildbret jäh unterbrochen wurde. Der alte Förster stürmte fort ins Revier, und Lipp mußte folgen mit einem Wust von verworrenen Gedanken im Schädel und einem Brand in der Kehle. Mit der Löschung durch Bier ist nichts geworden.

Mancher Mensch ist wirklich zum Leiden und Ertragen geboren.

Der Alte kombinierte völlig richtig, als er zum Ziel der Wanderung die Sattenalm nahm; denn zu größter Verwunderung fand sich Sylvan als Wächter vor der Almhütte vor, der seinen Herrn wohl freudig begrüßte, dann aber sofort seinen Platz vor der Hüttentür wieder einnahm.

„Spannst noch nichts?" fragte spöttisch der Förster.

„Na!" erwiderte Lipp.

„Dann schau nur im Kellerl nach!"

Das war rasch getan; schon beim Aufreißen der Kellertür quoll ihnen ein Duft entgegen, der keinen Zweifel über das Vorhandensein von Wildbret übrig ließ. Die Jäger fanden einen respektabeln Vorrat. Nun mußte Lipp den Rapport fortsetzen. Der Förster schmunzelte dabei immer vergnüglicher und meinte dann: „Wie ist's mit dem guten Rat?" Dabei deutete er auf das aufgestapelte Wildbret.

Lipp brummte: „Der bessere Kamerad ist schon der Hund!"

„Im Berg sicher! Ich hoff, du wirst dir das merken!“

Was beide schleppen konnten an noch brauchbarem Wildbret, trugen sie von der Alp weg zur Diensthütte. Auf dem Wege dorthin kam Mirzl in Sicht, die aber sofort umkehrte und wie besessen davonrannte.

„Dort rennt die gute Freundin!“ höhnte der Alte. Lipp ließ den Kopf hängen.

Als am späten Abend Lipp allein in seiner Hütte saß und ein Stück Wildbret schmoren ließ, überdachte er das Erlebnis. Merkwürdig ist's zugegangen. So falsch können die Weiber sein! Und gerade die nettern sind die gefährlichsten. Ob die Sephi auch von dieser Sorte ist? Es wird aber gescheiter sein, wenn der Lipp gar nicht mehr sich aufs Probieren verlegt, er wird ja doch genarrt. Er ist zu wenig fein im Kopf für die pfiffigen Weiber.

Am nächsten Morgen brachte ein Knecht vom Forsthaus mit Fuhrwerk neuen Proviant und zum Entzücken des Jägers als Belohnung ein Fassel Bier. Letzteres allerdings mit der Einschränkung, daß auf Befehl des Försters der Inhalt nicht

auf einmal ausgetrunken werden dürfe. Vom Wildbret seien die bessern Stücke dem Knecht zu übergeben und abzuliefern. Beinahe war der Knecht schon eine Viertelstunde weg, als ihm einfiel, daß er dem Lipp ja noch einen Zettel vom Förster zu übergeben habe. Auf den gellenden Pfiff des zum Umkehren zu faulen Knechtes kam der Jäger nachgesprungen und erhielt den Zettel, bei dessen Lektüre dem Lipp die ganze Freude am Bier schwand, denn auf dem Zettel stand geschrieben: „Lipp! Alle Tag drei Halbe, nicht mehr! Du bist zu dumm fürs Ganze auf einmal! Hüte dich vor dem Gamsdusel!“

Viel hatte der Lipp von den Ratschlägen des Vorgesetzten sicherlich gelernt, aber das vermag er nicht zu begreifen, warum er fürs ganze Bier zu dumm sein soll. Und unverständlich ist völlig die Geschichte mit dem Gamsdusel. Die Gams haben niemals einen Dusel; hat aber der Lipp einen Dusel, so geht das die Gams gar nichts und schließlich auch den Förster nichts an, solange der Dienst nicht darunter leidet. Wahrscheinlich bangt dem Alten, daß der Lipp zu lange schlafen würde. Das braucht es aber nicht. Lipp will nach Durst und

Gurgelluft trinken und, statt zu schlafen, zum Kopf-auslüften einen Reviergang unternehmen. Auf solche Art kommt der Lipp und der Dienst zu seinem Recht.

Wenn das Fäßchen Goldstaub enthielte, hätte es nicht sorgsamer beim Anstecken behandelt werden können, als dies Lipp, und noch dazu ohne Zapfhahn, mit dem Knicker betätigte. Eine umständliche Prozedur, dieses Anzapfen ohne Hahn. Lipp ließ den für ihn kostbaren Saft in die paar Hafen sprudeln, dann stellte er das Fäßchen mit der Zapföffnung nach oben auf und schluckte die Geschirre leer. Etwas frischer könnte das Bier sein und weniger staubig; aber für Lipp ist es ein köstlicher, lang entbehrter Saft. Der durstige Jäger wiederholte des öftern seine Einschenkmethode, und viel zu früh, ja gegen alles Erwarten bald leerte sich das Fäßchen. Den Rest will Lipp für morgen aufsparen.

Nun aber soll der Dienst in sein Recht treten. Lipp hing die Büchse um, ließ den Sylvan hinauf ins Heulager, griff zum Bergstock, verschloß die Hütte und trat den Reviergang an. Die Sonne sank eben hinter die Bergspitzen, etwas

schwankend nach der Meinung Lipps, dem auch die hochstämmigen Fichten schief zu stehen scheinen. Und heiß ist's, ganz schauerlich warm. Wird wahrscheinlich ein Gewitter kommen in der Nacht.

So schlecht ist dem Lipp das Steigl ins Grenzrevier noch nicht vorgekommen wie jetzt, so steinig und bucklig. Ja selbst das Urgebirg hat seine Mucken; der lebendige Berg treibt so viel Steinschlag herunter, man wird gar nicht fertig mit dem Steigausputzen.

Es muß in der Luft liegen, daß Lipp so arg schnauft. Das ist ein Blasen heut, daß man es einen Büchsenschuß weit hört. Hoffentlich wird's später besser, sonst reißen die Gams rudelweis aus, bevor der Lipp nur einsteigt, und seltsam: die Hütte der Sephi drüben steht schief, jeden Augenblick zum Umfallen; muß ein grober Wind gehaust haben, von dem der Lipp gar nichts gemerkt hat. Hoffentlich ist die Sennin drin so gescheit und rückt aus, bevor ihr das Dach auf die Nase fällt.

„Sakra, die verdammte Hitz! Und der Durst! Aber Wasser trink ich keins! Wär frei schad ums Bier, wenn's im Magen pantscht würd!" stöhnte

Lipp, dem der Schweiß in hellen Tropfen über das Gesicht rann; dann schleppte der Jäger den schwankenden Körper weiter aufwärts dem Gewänd zu.

Die Gedanken kreisen immer toller, und die Augen wollen die Höhlen verlassen. Ein böses Steigen mit so viel Bier im Leib. Aber der Dienst ist heilig; es muß sein. Könnte grad der Teufel sein Spiel treiben an der Grenze, und so ein gottverdammter Lump einen Gusto haben auf die herrschaftlichen Gemsen. Das Gelüste will der Lipp schon vertreiben samt der Bierschwere, denn Dienst wird gemacht, auch wenn die Knie schnackeln. -- „Höllteufel! Ist das Schwarze dort oben am Köpfel an der großen Wand ein Gams oder ein Lump, oder gar der Teufel selber? Ich werd 'n anschreien!" sagte Lipp, und machte schußfertig. „He! Du Schwarzer oben, gib dich, oder es kracht!"

Keine Antwort.

Wird richtig ein Lump sein, aber das Kügerl wird ihm schon Füße machen. Lipp zog auf, die Fliege tanzte vorn am Lauf, er muß rein einen Schnappschuß abgeben und den Schwarzen

mit der Fliege fangen. Jetzt meinte er's zu haben, und drückte los.

Der Donner des Schusses wälzte sich von Wand zu Wand, ein Dampfwölkchen zog langsam aufwärts.

„Ich hab den Lumpen frei g'fehlt! Jetzt schieß du, wenn d' a Schneid hast, Lump niederträchtiger!" schrie Lipp wütend hinauf.

Nichts regte sich am Köpfel; in den obern Wänden sind die wenigen Gemsen längst hochgegangen.

„So ein feiger Kerl!" brüllte Lipp, und schickte sich an, dem vermeintlichen Gegner nun mit dem Weidmesser auf den Leib zu rücken.

Eine heillose Kletterei auf das steile, brüchige Köpfel. Einige Mal rutschte Lipp aus und kollerte hinunter mit Schutt und Rasenfetzen; doch solches Mißgeschick steigerte nur die Erbitterung. „Ich werd dir das Steinwerfen austreiben, du schwarzer Teufel!"

Wieder kletterte Lipp aufwärts, diesmal ohne Büchse, mit dem Weidmesser zwischen den Zähnen. Infolge der Anstrengung drängte das Blut immer mehr zu Kopf, es flimmert Lipp vor den

Augen, doch den Gegner muß er fassen, und wenn's das eigene Leben kostet. Schade, daß es so rasch finster wird.

Näher und näher rückte Lipp, der auf allen Vieren kriechen muß, um Boden zu behalten.

Der Schwarze auf dem Köpfel fängt jetzt zu leuchten an, ganz geisterhaft, wie Irrlicht. „Sakra, sell ist der Teufel selber! Und ich hab keine g'weihte Kugel! Aus ist's!"

Lipp fühlte, wie der Satan mit flimmernden Armen nach ihm griff, ein fürchterliches Poltern — ein markdurchdringender Schrei — Lipp stürzte und sauste rasselnd vom Felsen hinab, mit ihm ein Chaos von Geröll, Felsstücken, Rasenfetzen, muhriger Erde und Holztrümmern.

Nacht wurde es, alles ist totenruhig.

* * *

Matt und müd hob Lipp die Lider und guckte verwundert um sich.

„Bist endlich wieder beisamm?" rief frohlockend die Sennin Sephi.

„Du bist's Sephi? Ja, wie komm denn ich in dein Bett und auf die Alm?"

„Ja, das war keine kleine Arbeit! Abg'fallen

bist! Ich hab dich schreien g'hört, und gleich noch in der Nacht g'sucht! Blut hast hübsch viel verloren, und das Loch im Kopf ist auch groß genug!"

Unwillkürlich sprach Lipp vor sich hin: „Der Gamsdusel!"

„Was sagst?"

„Ist meine Büchs da?"

„Du wirst mich doch nicht derschießen wollen?"

„Nein, nein! Ist meine Büchs auch gefunden und aufgehoben?"

„Freilich, dort hängt sie!"

„Völlig recht hat er behalten!"

„Wer?"

„Der alt Förster!"

„Laß nur den Alten in Ruh und schau, daß d' wieder auf die Füß kommst! Liegst jetzt schon zwei Tag; ich hab schon Ängsten g'habt!"

Lipp hieß die Sephi hinaustreten, dann stand er auf, und zog sich an.

Etwas schwach steht er auf den Füßen, die wie die Hände arg zerschunden sind, aber es geht. Im Kopf ist ihm wirbelig genug, aber es muß der Dienst wieder aufgenommen werden.

Draußen am Herd ward eine Stärkung eingenommen, die Sephi aufgekocht und in ihrer einfachen, liebreichen Weise dargeboten hat. Lipp bedankte sich für Rettung und Pflege, so gut und warm er es konnte. Im Innersten schämte er sich vor dem wackern Mädel. Herrgott, wenn die Sephi wüßte, wie er den Teufel attackieren wollte! Aber sie hat nichts gemerkt und soll auch niemals wieder den Lipp mit einem Gamsdusel sehen.

Der erste Gang galt natürlich dem tückischen Köpfel an der Wand, das sich bei Tageslicht und mit „nüchternen Knieen" weit leichter besteigen ließ. Was Lipp für eine schwarze Gestalt gehalten, war der morsche Strunk einer geborstenen Tanne, der durch die Kugel des Lipp später zum Fallen kam. Und das Flimmern erzeugte wohl das Faulholz. „Teufel, so was!" stöhnte Lipp, und stieg dann wieder hinunter.

Die Geschichte hatte wirklich ein Gutes. Lipp war kuriert. Er gestand beim nächsten Rapport alles, und bat um Heiratserlaubnis.

„Ist dir der Hund zu wenig?"

„Für'n Dienst nicht! Und gar zu jung ist die Sephi nimmer!"

„Ich werd es dem Herrn Grafen sagen!“

Die Erlaubnis kam mit einem schönen Geldgeschenk, und nach Almabtrieb war Hochzeit, auf der zur Abwechslung der Förster einen „Gamsdusel“ hatte, während Lipp nüchtern blieb. Die Mirzl war von der glücklichen Sephi auch eingeladen worden, konnte aber nicht kommen, weil sie bei Gericht wegen Hehlerei einige Zeit zu tun hatte.

Das letzte Glas an der Hochzeitstafel ward geleert in Dankbarkeit für des Försters guten Rat.



Des Bergjägers Hochzeitstag.

Im Hochrevier der Teufelshörner hatten die Jagdgehilfen die wenig erfreuliche Wahrnehmung gemacht, daß Steinadler dem Krickelwild scharf zusetzen und häufig Gemskitze griffen. Der Adlerhorst war nach emsigem Suchen bald gefunden, aber ihn zu erreichen ist ohne besondere Vorkehrungen unmöglich. So ward denn der Rapport erstattet, und der Forstmeister ordnete für einen bestimmten Tag eine Expedition zum Ausnehmen des Adlerhorstes an. Mit den Vorbereitungen zu dieser gefährlichen Arbeit wurde der Jäger Franzl beauftragt, der sich darob beglückt fühlte. Mit keinem Wort erwähnte Franzl beim Rapport, daß just für den Tag der Expedition seine Trauung mit der Leni angesetzt ist; der Forstmeister dachte auch nicht an den Hochzeitstag, und so

verblieb es bei der getroffenen Anordnung. Am Vorabend fand sich die kleine Schar der Jäger und Holzer mit dem Forstmeister in der Diensthütte ein, die dem Adlerhorst im einsamen Hochrevier am nächsten gelegen ist. Nochmals ward der Plan erörtert, wie der Horst am besten erreicht und angenommen werden könne, und inmitten der Diskussion erinnerte sich der Forstmeister, daß Franzl, sein tüchtigster und schneidigster Jagdgehilfe morgen am Traualtar zu erscheinen habe. Die Folge dieser Erinnerung war, daß Franzl den Befehl erhielt, schleunigst zu Tal zu gehen und sich der Braut zu widmen.

In beweglichen Worten bat jedoch Franzl, bleiben und morgen den Horst ausnehmen zu dürfen. Diese Arbeit wäre eine Auszeichnung, und solcher Ehre möchte Franzl für sein Leben gern teilhaft werden.

Der Forstmeister widmete dem schneidigen Burschen einen freundlichen Blick, dann aber meinte der Chef: „Es geht nicht an, Franzl! Am Hochzeitstag macht ein Bräutigam keine halsbrecherische Arbeit! Auch kann ich nicht gutstehen, daß wir zur Trauungsstunde wieder unten

im Dorf sein werden. Die Braut soll nicht warten müssen!"

„Mit Verlaub, Herr Forstmeister! Wenn wir's morgen in aller Früh fest anpacken und flink sind, kann ich um Zehni leicht unten im Dorf sein, und aftn (hernach) kann mich der Pfarrer kopulieren!"

„Nein, nein, Franzl! Am Hochzeitstage nimmt man nicht Adler aus! Ich kann das nicht verantworten!"

„Ich bitt, Herr Forstmeister! Und wenn's grad sein kann, spendieren S' mir halt 'n Ehrentrunk beim Hochzeitsmahl für den Adler."

„Topp, es gilt! Aber sei vernünftig, das Ausnehmen ist kein Kinderspiel."

„Na, 's wird so gefährlich nicht werden! Hab schon schiechere G'schichten durchgemacht! Und für'n Trunk im voraus besten Dank!"

Dabei blieb es; frühzeitig kroch alles ins Heu zu kurzer Nachtruhe, und noch vor Morgengrauen wurde aufgebrochen in die starre Felswüstenei.

Im mählich wachsenden Licht rückten die Leute der „Talwand" näher, die im furchtbaren Steil-

sturz senkrecht sich erhebt und nur von wenigen, von Krüppellärchen und Wetterfichten bestandenen Felsbändern durchzogen ist. Felsbrüche und Risse haben tiefe Furchen ins Gestein gezogen. Auf einem Riß in schwindelnder Höhe horstet ein Adlerpaar, das im Gemsenstand dieses wilden Reviers bereits starke Lücken gerissen hat, und dem das Junge genommen werden soll. Nach dem Plan des Forstmeisters soll das Junge durch eine Kette am Fang im Horst gesichert, und sodann versucht werden, die heimkehrenden Alten durch wohlgezielte Kugelschüsse zu erlegen. Dem Franzl obliegt die gefährliche Aufgabe, angeseilt den Horst zu besuchen, den Jungadler zu sichern, und sich dann wieder aufziehen zu lassen. Der Beamte hingegen will die Schützenarbeit vollführen, sofern die Alten zu erwarten sein werden.

An einem Felskopf, der den Horst gut überblickbar macht, faßten die Forstleute Posto, indes Franzl und die Knechte vollends auf die Kuppe stiegen, die die Talwand krönt. Oben angelangt, wurde der Flaschenzug an der kräftigsten Fichte befestigt, man prüfte sorgfältig die Seile auf ihre Haltbarkeit und knüpfte sie fest ineinander. Franzl

war guten Mutes, er spottete gutmütig darüber, daß er am Hochzeitstage ein Familienereignis bei den Adlern herbeizuführen habe, und stopfte sich den verwitterten Hut mit Moos voll, auf daß abspringende Steine sein Schädeldach nicht zu unsanft berühren mögen. Sodann band man ihm das Seilende um den Leib, sorgsam und bedächtig, denn am Knoten hängt das Leben Franzls. Stumm ging's an die Fahrt zur Tiefe, nur der heisere Schrei des jungen Adlers tönte durch die sonnenerfüllte Luft. Schon lüftete der Junge die Schwingen, es gelüstet ihn, den ersten Flug zu wagen und selbständig nach der Alten Muster auf Raub auszuziehen. Franzl hatte den Kuppenrand verlassen, er schwebte am Seile frei in der Luft. In der einen Hand hielt er den Haken, mit dem er sich zum Horst ziehen muß auf der grausigen Fahrt, und mit der linken Hand hielt er sich fest am immer tiefer gehenden Seil. Steine sausten ab und stürzten prasselnd in die gähnende Tiefe. Erschrocken duckte sich der junge Luftkönig, und unwillkürlich steckte auch Franzl den Kopf in die Schultern. Doch sprangen die Steine im weiten Bogen über ihn hinweg.

Tiefer und tiefer ging es: schon kann Franzl den Horst genau überblicken, ein Gamskitz liegt neben dem Jungadler zur Äsung.

Jetzt gilt's! Franzl war in gleicher Höhe mit dem Horst: der Haken griff in das Reisig, kraftvoll zog sich Franzl hin, sein Fuß trat auf den Horstrand, gellend klang der Ruf: „Halt!"

Der über den Besuch erschrockene Jungadler duckte sich erst, dann aber suchte er sich zu wehren.

Franzl lachte: „Dummer Teufel! Bist noch zu jung und unerfahren!"

Und flugs hatte der Junge die Kette am Fang, der Adler ist gefesselt im eigenen Horst.

„Auf!"

Straff spannte sich das Seil, ein Ruck, Franzl hängt wieder frei in der Luft, ein Wirbeln — ein rasend Drehen — ein Aufprallen des Körpers an der Felswand — ein Schrei des Entsetzens!

Der Forstmeister brüllte aus Leibeskräften hinauf zu den Knechten: „Seil nach!"

Schier betäubt fuhr Franzl wieder tiefer, und wieder zog er sich mit dem Haken in den Horst.

„Birg den Adler im Rucksack!" schrie der Beamte zum Horst hinunter.

Rasch war der zappelnde Adler versorgt und geborgen im Rucksack.

„Schnell ziehen!“ tönte das Kommando hinauf zu den Knechten.

„Auf!“

Wieder schnellte es den Jäger im weiten Bogen in die Luft, und drehte sich der Körper im Kreise, doch jetzt ziehen die Holzer aus Leibeskräften! Höher geht die Himmelfahrt, immer höher, schon taucht Franzls Kopf am Kuppenrand auf — „Achtung!“ — ein Ruck — Franzl liegt heil auf dem kurzgrasigen Kuppenrand.

Hellauf jauchzten die Knechte über das Gelingen der grausigen Fahrt, und auch Franzl atmete auf: „Sakra, bald wär ich damisch worden!“

Mit berechtigtem Stolz wurde der Jungadler betrachtet und gemessen: er klaftert schier zwei Meter in den Schwingen, ein Prachtkerl!

Franzl warf nun einen Blick auf seine Taschenuhr.

„Höchste Zeit!“ rief er, barg den Adler im Rucksack, und eilte in raschen Sprüngen hinunter.

„Wir gehen mit!“ rief der Forstmeister ihm nach.

Im eiligen Gehen versprach der Forstmeister, dem ein Stein der Sorge von der Brust gefallen war: „Franzl, das Hochzeitsmahl bestreit ich!“ Und der Forstwart meinte, so eine Angst hätte er in seinem wildbewegten Leben noch niemals ausgestanden, wie am heutigen Tage, als es den Franzl in der Luft wirbelte.

Auf den Abschuß der alten Adler war verzichtet worden: die Hauptsache ist ja doch die Rettung Franzls, und der Jungadler eine angenehme Dreingabe.

„Herr Forstmeister! Mit Verlaub: Darf ich den Adler behalten als — Hochzeitsgeschenk!“

„Gern, Franzl, und ein Goldstück geb ich dazu!“

Im Dorfe unten gab es ein großes Geschau, wie der Jäger Franzl stolz den Jungadler trug an der Seite der glücklichen Braut! Vor der Kirche gab Franzl den Jungadler einem Knecht zum Halten, dann ging es zur Trauung ins Gotteshaus mit den Zeugen, und hinterdrein die Forstbeamten und das wie immer neugierige Volk.

Ergreifend sprach der Priester und fragte das am Altar knieende Paar, ob es gewillt sei, ein-

zugehen den Bund fürs Leben. Laut klang das „Ja" des Jägers, leise flüsterte ihr „Ja" die bleiche Braut mit einem angstvollen Blick auf die knisternden Altarkerzen.

Hell flammen diese auf des Bräutigams Seite, zuckend und flackernd unregelmäßig brennen die Lichter auf der Seite der Braut, bis eine Kerze zischend erlischt.

Ein Schrei des Entsetzens tönte durch die Kirche und ohnmächtig sank die Braut auf den Steinflies nieder. Erschrocken beugte sich der Priester, Franzl bemühte sich durch Schläfereiben die Braut zum Bewußtsein zu bringen. Ein Wispern ging durch die Schar der Kirchenbesucher: „Die Kerze ist erloschen, das bedeutet Unglück!" *)

Es war alles Bemühen vergebens, das Leben ist entflohen, am Traualtar ist Franzl Witwer geworden.

*) Ein alter Aberglauben ist es, bei Trauungen das Brennen der Altarkerzen zu verfolgen. Aus dem stärkeren oder schwächeren Leuchten derselben zieht das Volk Schlüsse auf die Zukunft der Neuvermählten. Ein Erlöschen bedeutet baldigen Tod des jungen Gatten, auf dessen Altarseite die erloschene Kerze steht.

Draußen aber hatte der junge Adler energisch den Kampf gegen den ihn haltenden Holzer aufgenommen — ein kraftvolles Lüften der Schwingen — der erste Flug brachte die Freiheit. Stolz zog hoch in den Lüften der Adler, dem heimatlichen Horst zu. Gefangen und freigeworden an Bergjägers Hochzeitstag!



Wert der Gemsjagd.

Ob der Beamte, gleichviel welcher Branche, Dianen huldigen soll oder darf, ist eine Frage, die bekanntlich mit ebenso viel „Nein“ als „Ja“ beantwortet wird, und zwar je nach dem Standpunkt, den der höhere Amtschef einnimmt. Wie der radelnde Arzt seinem Patienten das Radfahren gestattet, so wird ein Amtsvorstand den Untergebenen Jagdbeteiligung dann gewiß erstatten, wenn der Chef selber ein Jünger St. Huberti ist.

Der Bezirkshauptmann . . . in Tirol war nun passionierter und erprobter Gemsjäger, nicht schußneidig, ja er lud seine Beamten regelmäßig zum „Riegeln“ ein, und animierte jene Untergebene zum Sport, die bisher dem Jagdwesen kühl oder fremd gegenüber gestanden, mit dem Hinweis, daß die Jagdausübung sowohl gesund

für den Stubenhocker als auch nützlich für den Dienst sei.

Dieser Ausspruch rief außerhalb Gehörweite manchen Disput hervor; die Konzeptspraktikanten, auch der Bezirkssekretär vermochten nicht einzusehen, inwiefern die Gemsjagd nützlich und wertvoll für den Dienst, für die Amtsführung einer k. k. Bezirkshauptmannschaft sein könne. Das leuchtete ja allenfalls ein, daß die Kraxlerei im Gemsgebiete, die Körperbewegung „nicht ohne" sei für Kanzleimenschen und Stubenhocker, doch einen anderen Wert der Gemsjagd, sofern dem Jagdbeteiligten nicht das Wildbret kostenlos überlassen wird, vermochte keiner zu erkennen, am allerwenigsten der Kommissär.

Hielten die Beamten es für eine Schrulle des Chefs, man fügte sich, und mählich ward es Genuß, an den Riegeljagden teilnehmen zu können. Ja beim Kommissär trat nach Ablauf eines Weidmannsjahres ein Wandel zu entschiedener Besserung ein, freudig begrüßt vom weidgerechten Hauptmann, denn der Kommissär erklärte eines Tages, am Brackieren mit den Hundelen keine rechte Freude mehr zu haben, und erbat sich zum An-

fang der Schußzeit die Erlaubnis zum Birschen auf Gams, welche ihm auch, garniert mit den üblichen Verhaltungsmaßregeln, gerne erteilt wurde.

Und so holte der Kommissär im August den ersten Bock aus den Felsen des .... Tales herab, ein freudig bewegter und völlig veränderter Mann.

„Das Leben ischt doch schön!“ meinte der glückliche Schütze, nur wußte er noch nicht so recht, weshalb das Gamsschießen nützlich für den k. k. Dienst sein sollte.

Zum November gab es mit Genehmigung des Jagdherrn — Bezirkshauptmann — einen Bartgams und etliche „Haselen“ für die kommissarische Küche, dann war Jagdschluß bis zum nächsten Juni.

Zwei Jahre mochten verstrichen sein. Der Kommissär war ein weidgerechter Jäger und vertraut mit Wind', Terrain und Wild geworden, er stellte seinen Mann, er hat „sehen“ gelernt, und in solcher Erkenntnis dankte er eines Tages dem Amtschef herzlich für solche Anleitung.

Der Hauptmann, ein alter Praktikus, lachte:

„Schön! Aber erst beweisen, mein Lieber! Bei nächster Gelegenheit dienstlich beweisen!"

Der Kommissär hatte Zeit, über diesen unverständlichen Ausdruck nachzudenken. Wie kann man das „sehen" dienstlich beweisen?

Der Sommer kam, wenn auch arg verspätet, doch endlich ins tirolische Land; eines Tages lief in der Bezirkshauptmannschaft die dienstliche Anzeige über einen Holzdiebstahl ein. Ein Bauer in einem entlegenen Hochtal wurde angezeigt, 24 Stück Stangenholz aus dem Gemeindewalde entwendet zu haben.

Der Chef pfiff durch die Zähne, als er diese Anzeige las, die unter Umständen zum Prüfstein für den Bezirkskommissär werden konnte, denn der bezichtigte Bauer ist ein verschlagener Fuchs, ob seiner List amtsbekannt, die Gegend nahezu beispiellos wild und rauh, und nur ein Beamter, der normale und geschulte Augen hat, kann dort erfolgreich Dienst machen. Zunächst wurde jener Bauer zitiert, und vor Amt erschienen, sagte ihm der alte Chef den Diebstahl auf den Kopf zu. Allein der Bauer leugnete auf das Entschiedenste, bot den schwersten Schwur an und bestand darauf,

daß auf seine Kosten eine Kommission entsendet, und der Tatbestand an Ort und Stelle erhoben werde.

„Sell können wir schon machen, du zahlst dir genug, und gestohlen hast du das Stangenholz doch!" meinte der Chef, und schickte den Bauer heim.

Wiewohl dieser verwickelte Fall den Hauptmann interessierte, ja zur persönlichen Durchführung direkt reizte, beschloß er doch, den Kommissär damit zu betrauen. Zuvörderst wurde der Forstbeamte der k. k. Bezirkshauptmannschaft verständigt und privatim gebeten, selbst natürlich die Augen gehörig offen zu halten, sonst aber den Kommissär „arbeiten", d. h. mit den Augen arbeiten zu lassen, denn es stünde 1 zu 100 zu wetten, daß der amtsbekannte listige Bauer versuchen werde, durch einen Schwindel den Kommissionsleiter zu düpieren. Es solle daher der Forstkommissär mit eingreifen, den Schwindel aufdecken, wenn der Bezirkskommissär nichts entdecke, die Kommission also zu scheitern drohe. Natürlich gelobte der Forstbeamte absolute Diskretion.

Am bestimmten Tage pilgerte denn die zwei-

köpfige Kommission, bestehend aus dem Bezirkskommissär und dem Forstbeamten, in jenes weitentlegene Hochtal und stieg auf miserablem Wege aufwärts zum einsamen Gehöft des bezichtigten Bauers.

Wie man in der Nähe des Gehöftes anlangte, richtete der Kommissär einen musternden Blick auf das Hausdach, und fragte den Begleiter: „Heißt es in der Anzeige nicht: es sei Stangenholz entwendet worden?"

Der Forstbeamte bejahte diese Frage und lächelte dabei.

„Dann liegt das entwendete Holz ja auf dem Dache oben!"

„Stimmt!"

Sofort wurde die Amtshandlung begonnen. Der Bauer leugnete keineswegs die Existenz des Stangenholzes auf dem Dache, behauptete aber mit ebenso viel Energie als Sicherheit, das Stangenholz nicht aus dem Gemeindewalde, sondern aus dem ihm gehörigen Eigenwald bezogen zu haben.

„Sell wird mir decht wohl it verwehrt werden können!" fügte er grinsend bei.

„Wie kann Er das beweisen?" fragte der Kommissär.

„O, sell ischt ganz leicht! Wenn es den Herren recht ischt, werd ich den Herren die Stöcke zeigen. Freilich der Weg ischt eppas (etwas) grob!"

„Das macht nichts, wir werden es schon derpacken!" meinte der Kommissionsleiter, worauf unter Führung des Bauers der Marsch angetreten wurde.

Der Weg war nicht nur „etwas grob", er ließ sich alsbald unbeschreiblich an, zog steil an, führte zu Felsschluchten, verengte sich zu einem veritablen „Gamssteig", so daß kaum mehr vorwärts zu kommen war.

Keuchend meinte der Kommissär: „Schier wie auf der Gamsbirsch!" Der Forstbeamte nickte bloß und behielt das Terrain, sowie den stetig schreitenden Bauer scharf im Auge.

Man kam in eine wildschöne Klamm, schritt die vielen Krümmungen des Bergbaches pfadlos aus; der Bauer bog in eine Seitenschlucht, und wies hier den Stock eines augenscheinlich erst vor kurzem gefällten Stammes.

Der atemlose Kommissär schien geneigt, die

Besitzfrage gar nicht zu prüfen, die Bruchfläche beweist die Fällung in jüngster Zeit, und der Bauer behauptete steif und fest, daß das Holz hier sein Eigentum sei.

Ein rascher Nachschlag in Karte und Katasterauszug seitens des Forstbeamten bestätigte diese Angabe, worauf die Kraxlerei fortgesetzt wurde. Stock auf Stock wurde gezeigt und dem Kommissär vorgezählt. Nach Ablauf zweier Stunden hatte man zwölf Stöcke besichtigt. Da laut Anzeige der Bauer aber deren vierundzwanzig gefällt und für sich verwendet hatte, fehlte just noch die Hälfte der Stöcke, und der Kommissär forderte den Bauer auf, Stock 13 bis 24 vorzuzeigen.

„Wohl, wohl, Herr! Müßt halt weiter kraxeln!" meinte der Bauer, stieg pfadlos aufwärts, lief eine Seitenschlucht aus, durchwatete ein Bächlein, und führte die keuchenden Herren dann tief hinab in eine Klamm, wo er den 13. Stock vorzeigte.

Der Kommissär stutzte beim Einbiegen in diese Schlucht, ihn deuchte, als wäre er da schon vorbeigekommen, und sorgsam musterte er dieses Revier. Kaum merkte der Bauer dieses „äugen"

des Kommissionsleiters, da stieg er auch schon wieder aufwärts in einer Rinne, schier senkrecht steil zum schwindlig werden.

Für alle Fälle merkte sich der Kommissär eine Genziane, die schön erblüht neben einem kleinen Rhododendronstrauch stand, und prägte sich diesen Schluchtteil ins Gedächtnis so gut, als wenn hier ein Gamswechsel sein würde.

Klettern hieß es gleich dem Krickelwild, im Steigen mußte der Kommissär unwillkürlich an den Ausspruch des Chefs denken, wonach die körperliche Arbeit beim Gamsjagen nur dienstförderlich sein könne. Wer hier nicht schwindelfrei ist, kann unmöglich weiterkommen.

Kaum war man oben angelangt, stieg der Malefizbauer wieder in die Klamm ein, und als die Herren endlich unten am Schluchtboden anlangten, wies der Bauer den 14. Stock.

„Holla!" rief der Kommissär, „Freunderl, da waren wir schon!" Richtig stand man auf einem Platze, der durch die Genziane und den kleinen Rhododendronstrauch unverkennbar markiert war. Noch versuchte der Bauer, dem Kommissionsleiter dergleichen auszureden.

„Nein, nein! Ich weiß es ganz bestimmt, hier sind wir schon gewesen. Auf meine Augen kann ich mich verlassen, ich habe durch das Gamsjaagern schauen gelernt!" Dabei blieb der Kommissär, der Forstbeamte nickte bestätigend. Wie der Bauer hörte, daß die Herren Gemsjäger seien, gab er den meisterhaft inszenierten Schwindel auf: „Ja, wenn die Herren a so sein und eppas vom Gamsjaagern verstehen, können wir schon aufhören!"

Der Kommissär nahm den verschlagenen und nun ertappten Schwindler scharf vor mit dem Ergebnis, daß der Bauer eingestand. Im Vertrauen auf die Terrainschwierigkeit und den bei stubenhockenden Beamten meist üblichen Mangel an Ortssinn und Beobachtungsgabe, fest darauf rechnend, daß die Kommission es nicht wagen werde, in die schwindelerregenden Steilschluchten einzusteigen, hatte der Bauer nur zwölf Stöcke vorbereitet zur Vorzeigung und beabsichtigte, diese zwölf Stöcke ein zweitesmal zu präsentieren, auf daß dann der rechtmäßige Bezug aus seinem Privatbesitz nachgewiesen sei. Zwölf Stöcke sind also tatsächlich aus dem Gemeindewalde entwendet worden.

„Hätt' 's it 'glaubt, daß die Herren so viel gute Steiger sein!" meinte der Entlarvte und erklärte sich willig bereit, den Strafbetrag, Schadenersatz und die nicht unbeträchtlichen Kommissionskosten zahlen zu wollen.

Als anderen Tages dem Hauptmann dieses Resultat gemeldet wurde, schmunzelte der alte Praktiker und sagte: „Sehen Sie nun den Wert der Gemsjagd, das heißt Terrainbeobachtung für die Amtsführung ein, Herr Kommissär?"

„Jawohl, Herr Bezirkshauptmann! Ich danke Ihnen herzlich für diese prächtige Lehre; Sie haben mich ‚sehen' gelernt! Weidmannsheil und Dank!"

Das ist das wahre Geschichtchen aus den Memoiren eines tirolischen Bezirkshauptmanns vom Werte der Gemsjagd.



Wetterpech.

Als meine Wenigkeit vor langen Jahren mit einigermaßen noch tauglichen Augen dem Gejaide in den Bergen der oberen Steiermark obliegen konnte, genoß ich wegen meines einfach unglaublichen Wetterpeches alsbald in jener Gegend das Renommee eines unfehlbaren Regenfabrikanten. Tatsächlich durfte ich bloß im Ennstale erscheinen, und zwei Tage darauf regnete es sicher in Strömen. Das wiederholte sich unzählige Male in acht Jahren, so daß sich eine Feder in einer Provinz-Zeitung darüber lustig machte, und meine Wenigkeit nicht wenig verspottet wurde.

Als Regenfabrikant bin ich inzwischen von einem hohen Herrn in der Wirksamkeit abgelöst worden. Prinz X. scheint die feuchten Wolken noch besser in seiner Gewalt zu haben, oder eine

größere Anziehungskraft zu besitzen, es regnet mit unheimlicher Sicherheit, wenn der hohe Herr in seinem Jagdgebiet erscheint. Dutzend Male wurde jegliche Jagd verregnet, Prinz X. mußte unverrichteter Dinge wieder abreisen, es blieb alles geduldige Warten auf Gutwetter vergeblich. Kein Wunder dann, daß sich die Laune trübte, das unerhörte Wetterpech den tückischen Bergen zugeschrieben wurde, etwa so, wie man dies von Salzburgs Bergwelt behauptet, da die Statistik nachweist, daß es im schönen Salzburg 157 Tage im Jahre sicher regnet. Aus Geschäftsinteresse verschweigen aber die Ischler, daß ihre paradiesische Gegend „nur" 175 Regentage im Jahre habe.

Dem hohen Herrn war der Reihe nach der Birkhahn, der stolze Tetraone, jegliche Jagd auf Reh-, Hoch- und Krickelwild verhunzt worden durch den berühmten Schnürlregen. Nur wenn der Prinz über vierzehn Tage warten konnte, klarte der Himmel manchesmal nachgiebig und einsichtsvoll auf, und konnte der hohe Herr alsdann zu Schuß kommen. Aber nicht immer verfügen auch hohe Herren über so viel Zeit und Geduld

zum warten. Ein leutseliger, dem Humor zugetaner Weidmann gestattete Prinz X. wohl auch die Anwendung von Sympathiemitteln, wie solche bei allem schuldigen Respekte drollig genug von biderben Jagdgehilfen in rührender Naivität in Vorschlag gebracht wurden, so die Beiseiteschaffung aller alten Weiber aus dem Bezirk des Leibgeheges in der Weise, daß beim Auszuge zur Jagd kein altes Weib zu sehen war. Heimlich wurde auch das uralte Sympathiemittel angewendet, indem hinter dem hohen Herrn ein Besen nachgeworfen wurde. Ohne Vorwissen des Prinzen fahndete einer der Jagdgehilfen nach Blättern eines wilden Birnbaumes in der guten Meinung, daß die allzeit in der Nähe eines solchen Birnbaumes weilenden „drei Fräulein", welche nach dem Volksglauben so ausgezeichnet das „Wäschetrocknen" verstehen, den Regen vertreiben könnten. Es fand sich aber im ganzen Reviere kein wilder Birnbaum.

Ein Mittel wußte der Sepp zum Regenvertreiben, doch wagte er es nicht, mit seinem Vorschlage herauszurücken. Sepp redete tagelang so rum, machte Andeutungen, äußerte dabei wieder

Bedenken, bis Prinz X. richtig neugierig wurde und befahl, es solle Sepp frisch von der Leber weg reden. Was der Bursch vorbrachte, wirkte auf die Zuhörer zwerchfellerschütternd, Sepp proponierte die Anwendung des alten Bilsenkrautmittels mit einer Geschlechtsverwechslung: Brauchen die Bauern gegen drohenden Wiesenbrand Regen, so werde ein junges Mädchen ganz entkleidet, der kleine Finger der rechten Hand und die kleine Zehe des rechten Fußes mit frischem Bilsenkraut umwunden, das Mädchen von anderen Jungfrauen feierlich zum Bache geleitet und mit Wasser besprengt. Nach Sepps Meinung sollte nun am besten der Prinz selbst im adamitischen Kostüm diese Prozedur an sich vornehmen lassen, möglicherweise wirke die Geschlechtsverwechslung regenvertreibend.

Prinz X. lachte Tränen über diesen Vorschlag, lehnte ihn aber begreiflicherweise ab. Auch der Rat, einen „wettergerechten" Geistlichen kommen zu lassen, fand keine Beachtung, wiewohl einer der Jagdgehilfen beteuerte, der Pfarrer von Tanning hätte schon einmal eine Regen- und Wetterhexe zum Sturz von den Wolken auf einen Mist-

hausen gebracht und verstünde es, jedes unangenehme Wetter wegzubeten. Den Vogel der Prophezeiung auf gut Wetter schoß der sonst wortkarge Jäger Girgl damit ab, daß er versicherte, es müsse bald trockenes Wetter eintreten, weil er einen heillosen Kehlenbrand verspüre. Durch langjährige Erfahrung gewitzigt, wußte Prinz X., daß der Gurgelbrand der Jagdgehilfen vom Wetter ganz unabhängig ist, daher wurde auch auf diese listige Prophezeiung nicht reagiert.

So konnte es im Laufe der Zeiten nicht anders sein, als daß sich das prinzliche Wetterpech auf Stunden im Umkreise herumsprach, und mählich verlor der hohe Herr die gute Laune, die Besuche im Leibgehege wurden seltener, und kam Prinz X. ins Revier, so hütete sich sein Personal, über das Wetter überhaupt unaufgefordert zu reden. Fragende Blicke des hohen Herrn wurden mit Achselzucken beantwortet.

Absichtlich wurde einmal der Aufgang der Gemsjagd ignoriert, das „Riegeln“ auf den sicheren Septemberanfang verschoben.

In der Tat regnete es nicht bei der späten Ankunft des Prinzen; aber günstig waren die

Anzeichen auch nicht, die aufsteigenden Nebel konnten ebenso gut für „trockene“, wie für „feuchte“ angesprochen werden. Besorgt blickte der Jagdleiter auf die sich verdickenden Wolkenbänke; verdächtig ist auch der Umstand, daß die Strohdistel ihre Blätter geschlossen zeigt. Beim Rapport meldete Girgl dem Vorgesetzten, daß oben zwar alles in Ordnung sei, die Schafe aber bergab weiden, und das Zickelvieh sich um die Geißalm versammle. Die Bedeutung dieses Verhaltens von Schafen und Ziegen kennt der Jagdleiter als alter Praktikus nur zu gut: es wird halt wieder Grobwetter werden, und alle Mühe und Sorge vergeblich bleiben. Dem Jagdherrn darüber zu berichten, ist äußerst mißlich, inopportun. Verschweigt der Jagdleiter jedoch die schlimmen Anzeichen, billigt er den mühsamen Aufstieg zur hochgelegenen Diensthütte, wo der hohe Herr ganz sicher zwecklos eingeregnet werden wird, so wird ein arger Vorwurf ebenso berechtigt wie sicher sein, und der Jagdleiter im Lichte der Unerfahrenheit und des Leichtsinnes erscheinen. Ganz abgesehen von den Kosten, welche das Hofjagdlager oben dem hohen Herrn ganz nutzlos verursachen muß.

Alle Kernflüche können an der unangenehmen Situation nichts ändern. Der Jagdleiter sann darüber nach, auf welche Weise der Gebieter veranlaßt werden könnte, auf die Jagd innerhalb der nächsten acht Tage zu verzichten, ohne daß auf das unerhörte Wetterpech des gnädigsten Herrn angespielt zu werden brauchte. So viel aber der Jagdleiter auch seinen alten Schädel anstrengte, kein guter Gedanke wollte kommen. Dem Studieren machte der Befehl zum Rapport ein Ende.

Als der Jagdleiter vor dem Gebieter stand, nicht wenig verlegen, nach passenden Worten suchend, begann der hohe Herr glücklicherweise sofort über das Arrangement zum ersten Trieb im Lausgraben zu sprechen und zu befehlen, daß sein Stand wie bisher am Lärcheck sein werde. „Wir marschieren in zwei Stunden ab, das nötige Personal sofort voraus! Ich will noch einen Gang ins Dorf machen! Adieu!"

Gemächlich entfernte sich Prinz X. Der Jagdleiter fluchte innerlich und ging in das Zimmer im Erdgeschoß, wo die Gehilfen seiner harrten. Dümmer könnte die Situation nimmer werden. Ein winzig Gutes ist dabei: Der Befehl zum

Aufbruch. Die Bedenken dagegen, den Rapport über die Wetteranzeichen rc. hat der Gebieter gar nicht hören wollen; somit kann den Jagdleiter auch gar kein Vorwurf wegen der unfehlbar verhunzten Jagd treffen, oder zum mindesten entbehrt ein solcher Vorwurf jeglicher Berechtigung. Also erteilte der Forstmeister den Befehl und ließ seine Leute bis auf den Girgl abmarschieren. In aller Eile rüsteten die prinzlichen Bediensteten zum Aufbruch.

Leutselig wie immer, sprach der Prinz einige ihm bekannte Dörfler an, und setzte dann die Promenade fort, bis er am Ende des Dorfes plötzlich von einem alten Weiblein angerufen wurde.

„Nanu, Mutterl, was gibt's denn?“ fragte der hohe Herr.

Geschäftig trippelte das Weiblein heran und plapperte: „A Bitt hätt i, Herr Prinz, a große Bitt!“

„So? Kann ich dir helfen?“

„Wohl wohl! Grad du kunntest mir helfen, koan anderer!“

„Brauchst du Geld?“

„Ah na!“

„Welche Bitte hast du dann auf dem Herzen?"

„A große Bitt, Herr — 's Grummet möcht i guat hoambringen!"

„Was?"

„'s Grummet!"

„Du bist wohl nicht bei Trost? Ich habe doch mit 'm Grummet nichts zu schaffen?!"

„Wohl wohl! Schon!"

„Ich versteh dich nicht!"

„Bitten taat i halt reacht schön, Herr! Fahr wieder hoam — aftn (hernach) kann i 's Grummet guat hoambringen!"

Der hohe Herr lachte sauersüß, schenkte der drolligen Alten etliche Silberstücke, und ging ins Jagdhaus zurück, wo er den Forstmeister zu sich befahl und ihn wegen der Wetteraussichten befragte.

Mit wenigen Worten erfolgte die Information: trostlos binnen weniger Stunden.

Die Folge dieses Rapportes war ein Gegenbefehl, und noch am Abend reiste der Gebieter ab.

Eine Woche später konnte der Jagdleiter „gut Wetter" telegraphisch melden, doch der hohe Herr kam nicht. Vielleicht wollte er warten, bis das treuherzige Weiblein das Grummet heimgebracht

habe. Tatsächlich kam er erst gegen Ende September, und der Pechbann war gebrochen. Ein Tag schöner wie der andere, das Jagdresultat günstig; und in froher Laune erzählte der Gebieter beim Mahle selbst die köstliche Episode mit dem Grummetweibel.



Der findige Förster.

An dreißig Jahre in der Bergeinsamkeit des Grenzbezirks im Hochland als Förster und Jäger lebend, hatte sich Josef Schürhackl angewöhnt, allzeit die Augen offen zu halten, er war ein scharfer und dabei wortkarger Beobachter geworden, treffsicherer Schütze, eminenter Steiger, und zur rechten Zeit sackgrob. Sonst aber die Gefälligkeit selbst, seelengut. Und noch eine gute Eigenschaft hatte der alte Förster, eine bei der grünen Gilde seltene Eigenschaft: er war sozusagen bibelfest, schier fester wie der Pfarrer draußen im Taldorf; er war insbesondere in der Heiligenlegende bewandert, kannte die Schicksale zahlreicher Heiliger genau durch die Lektüre eines Buches, das ein Freund seines Sohnes, ein angehender Geistlicher, während der Ferien im Försterhause zurück-

gelassen hatte. Ob seiner Bibelfestigkeit war Schürhackl, der nach der achten Halbe Bier wie auch andere Menschen redselig ward und oft von den Schicksalen der verschiedenen Heiligen erzählte, zu dem Spottnamen: „der heilige Josef“ gekommen, und diese Bezeichnung brachte der Förster nimmer weg. Er ärgerte sich schwer darüber, und begann das Wirtshaus zu meiden. Diese Solidität aus Grimm und Ärger ward wesentlich erleichtert durch den Umstand, daß eines Abends der kontrollierende Gendarm Herrn Schürhackl nach gebotener Polizeistunde noch in der Gaststube zechend angetroffen hatte. Wirt und Förster wurden angezeigt und mit einem Strafmandat beglückt. Die Folge war, daß sich Schürhackl Flaschenbier einlegte und dem Wirtshause gänzlich fern blieb. Nach des Dienstes Müh und Plage hübsch bequem zu Hause weilend, bemerkte der Förster mancherlei, was ihm bisher entgangen war, z. B. Schäden im und am Hause, im Backofen, am Zaun u. s. w. Fleißig ward ausgebessert und zwar gleich auf eigene Kosten, denn die Genehmigung hierzu auf Staatskosten vom Landbauamt kann der Mensch nur in den seltensten Fällen erleben.

Einmal im Suchen nach Schäden begriffen, dehnte der Förster die Besichtigung immer weiter aus, zumal demnächst der Holzvorrat untergebracht werden muß. Die Holzscheune ist alt, die Schindeln morsch, es heißt flink reparieren, und das mit eigener Hand in dienstfreien Stunden behufs Einsparung von Arbeitslohn. Bis der Winter einzog in die Bergwelt, war die Arbeit getan, und nun hieß es fleißig im Wald sein, den Bauern das eingesteigerte Holz anzeigen, die Abfuhr überwachen und was sonst des Försters Obliegenheiten um diese Zeit sind.

Kam Schürhackl des Abends heim, so fand er eine warme Stube und sein warmes Essen von der Gattin vorbereitet; nur klagte das Eheweib über arge Belästigung tagsüber durch bettelnde Vaganten, die geradezu frech werden, wenn sie kein Bargeld erhalten. „Nur nichts verabreichen!" mahnte der Förster. Bald darauf fand Schürhackl am Hause neben der Eingangstür ein bisher nicht gesehenes Zeichen, zwei gekreuzte Striche, die den Förster zum Nachdenken veranlaßten. Die Vermutung lag nahe, daß das Zeichen × von Bettlern am Hause angebracht

sei und zu bedeuten habe, daß hier nichts gegeben werde.

Am nächsten Sonntag, dem ersten im Dezember, blieb der Förster zur sogenannten Feuerwache im Hause, indessen Weib und Kinder hinaus ins Taldorf zur Kirche wanderten. Schürhackl qualmte sein Morgenpfeifchen und wollte eben ans Fenster treten, um den draußen versammelten Finken, Meisen und Spatzen die Futterreste aus dem Kanarienkäfig zu streuen, da sah der Förster einen Vaganten herankommen, der aufmerksam das Haus und speziell das Zeichen neben der Tür betrachtete, höhnisch die Lippen verzog, und ohne zu betteln weiterging.

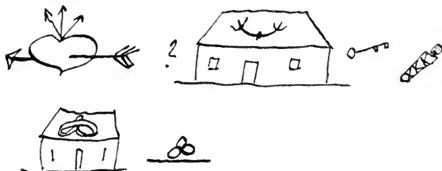
Nun war es Schürhackl klar, daß das Zeichen ein Aviso für die Stromer ist, über welches man eigentlich seine Freude haben könne, denn es vermindert die Belästigung durch Hausbettler.

Rasch in das tiefverschneite Vorgärtchen tretend, konnte der Förster just noch sehen, daß der Vagant von der Holzscheune wegtrat und schnell den Weg bergeinwärts nahm.

Unwillkürlich mußte Schürhackl an die Möglichkeit einer Brandstiftung denken; vielleicht wollte

der Stromer aus Rache Feuer legen. Schnell sprang der Förster über das Sträßlein und besichtigte die Holzscheune von außen, schloß die Tür auf und durchsuchte das Innere. Nicht die geringste Veränderung ist zu sehen, nichts zu riechen. Was also wollte der Stromer an der Scheune?

Schon im Weggehen begriffen, blickte Schürhackl auf die Seite der Scheune, welche gegen Osten, der Straße zum Kirchdorf zu gerichtet ist. Bisher war diese Seite grau verwittert und leer, jetzt aber ist auf dem grauen Holzladen mit Kreide etwas gezeichnet, ganz sonderbare rätselhafte Figuren. Verwundert und erstaunt beguckte der Förster die plump ausgeführte Zeichnung:



Zwei Zeichen erkannte der bibelfeste Förster augenblicklich: das Wickelkind bedeutet die Geburt

des Heilandes, also Weihnachten; die drei Steine auf dem Erdboden zeigen das Datum des hl. Stefans an, der den Märtyrertod durch Steinigung erlitten hat. Item 24. bezw. 25. und 26. Dezember. Was aber können die übrigen Zeichen bedeuten? „Oha!" rief Schürhackl, als er das schlechte Zeichen an dem einen Hausfirst erblickte. Das kann nur ein Hirschgeweih sein, also sein eigenes Haus betreffen. Mutmaßlich steht auf Weihnachten seinem Haus etwas bevor, doch scheint der Besuch nicht sicher zu sein, weil ein Fragezeichen dabei steht.

Der Förster holte aus dem Hause einen befeuchteten Schwamm und wischte das Fragezeichen säuberlich weg; die anderen unverständlichen Zeichen ließ er unberührt stehen, und erwähnte seiner Gattin gegenüber nichts von der gemachten Entdeckung.

Tage fleißiger Arbeit im Außendienste folgten; es ging auf Weihnachten zu. Fast hätte der Förster auf die Zeichen an der Scheune vergessen; er wurde daran aber erinnert durch die Mitteilung seines Weibes, daß zwei Handwerksburschen vorsprachen und nicht zum Wegbringen waren. Die Stromer baten so dringlich um warme Milch, daß

die Försterin selbe verabreichte, worauf die ziemlich verwahrlost aussehenden Burschen sich entfernten.

Sofort fragte Schürhackl, ob denn Waldmann, der scharfe Teckel, die Stromer ins Haus gelassen hätte.

Die Gattin berichtete, daß Waldmann anfangs Hals gegeben, sich aber rasch beruhigt habe, und seither nicht wohl sei.

Kopfschüttelnd ging der Förster seinem Berufe nach. Als er am Abend des zweiten Tages heimkehrte, fand er Waldmann verendet unter dem Küchenherd liegen. Kurz entschlossen trug Schürhackl den Kadaver seines Teckels in das Zerwirkgewölbe, steckte Licht an und schürfte den Kadaver mit raschen Schnitten auf. Im Magen fand sich ein in Schmalz gebackener Schwamm, erweitert und aufgeschwollen, die Todesursache.

Ein findiger Mann, mußte der Förster dies Ereignis mit der Zeichnung an der Scheune in Verbindung bringen; es fragt sich aber nur, wie das geschehen solle.

Im Försterhause herrschte an diesem Abend Trauer um Waldmann, der auf so elende Weise sein Leben lassen mußte. Schürhackl qualmte und schwieg.

Am 24. Dezember blieb der Förster daheim

zur Verwunderung seines Weibes und lud die Zwillingsflinte sorgfältig mit Hasenschrot.

„Du wirst doch nicht am Heiligabend jagen gehen?“ meinte die Försterin.

„Beileib nicht! Aber sorg dafür, daß die Kinder das Gewehr in Ruh lassen!“

Gegen Abend ward ausgemacht, daß nach der Bescherung altem Brauch gemäß die Mutter mit den ältesten Kindern zur Christmette in die Kirche gehen, der Vater aber diesmal daheim bleiben werde.

Fröhlich gestaltete sich die Weihnachtsbescherung, so einfach und bescheiden die Geschenke auch waren. Vater Schürhackl freute sich der Dankbarkeit seiner Kinder herzlich, wenngleich er schweigsamer denn sonst sich zeigte. Um zehn Uhr traten Mutter und Kinder den nächtlichen Marsch zur Kirche an; der Förster brachte das jüngste Mädchen zu Bett, legte die Flinte auf den Tisch im Wohnzimmer, löschte das Licht aus und setzte sich ans Fenster, der Dinge harrend, die etwa kommen könnten.

Draußen ist schwaches Schneelicht, das nicht viel erkennen läßt.

Todesruhe ringsum.

Als die Kuckucksuhr die elfte Stunde kündete,

nahm der Förster die Flinte an sich und zog die Hähne auf. Dann ging er schußfertig in den finsteren Hausflur, und stellte sich am Fuß der Treppe auf. Ein einzelner Kuckucksruf tönte schwach aus der Wohnstube; also halb zwölf Uhr.

Wenige Minuten später war es dem Förster, als würde auf die Türklinke gedrückt, deren Schloß absichtlich nicht versperrt ist. Leise wurde die Haustür geöffnet, eine Gestalt huschte herein, eine zweite hinterdrein. Ein Schleichen, ein Tasten, ein unverständlich Flüstern, dann flammte eine Blendlaterne auf.

Im Nu backte der Förster an, ein einziger Blick genügte zur Erkennung, daß Einbrecher da sind. Auf die Füße des vornestehenden Gauners zielend, gab Schürhackl wortlos Feuer.

Ein Aufschrei und Geheul folgte dem krachenden Schuß. Die Laterne fiel klirrend zu Boden und zerschellte. Krachend ward die Haustüre zugeworfen. Schnell zog der Förster die alte Hahnbalzlaterne aus der Tasche und steckte das Kerzchen an.

Der eine niedergeschossene Gauner jammerte vor Schmerzen und wimmerte um Gnade, als Schürhackl mit schußbereitem Gewehr auf ihn zu-

trat und ihm ins Gesicht leuchtete. Der zweite Stromer ist entflohen.

„Schau, schau, der Nagelschmied von St. Oswald drüben! Also deuten die Nägel auf dich! Bist wohl der Anstifter?"

Wieder wimmerte der Gauner um Barmherzigkeit und gestand, daß er ohnehin nicht recht dran wollte und deshalb das Fragezeichen gemacht habe. Weil es aber ausgelöscht worden sei, habe er glauben müssen, es wäre alles in Ordnung und gehe leicht vor sich.

Trocken erwiderte Schürhackl: „Diemalen ist ein alter Förster doch findiger als der schlaueste Einbrecher! Und jetzt auf, kannst im Zerwirkgewölb beim ermordeten Waldmann übernachten!"

„Ich war's nicht! Der Scherertoni war's!"

„Wo wolltet Ihr am Stephanstag einbrechen?"

„Beim Bäck im Taldorf! Ich bitt, laß mich aus! Ich tu's gewiß nimmer!"

Kraftvoll packte der Förster den angeschossenen Gauner und schleppte ihn unter Püffen, die wirksam zur Ruhe mahnten, in das Zerwirkgewölb, dessen Fenster vergittert sind, und dessen Türe abgeschlossen wurde.

Mit keinem Wort erwähnte Schürhackl den heimgekehrten Seinigen gegenüber etwas von dem versuchten Einbruch und von der Gefangennahme und Einschließung des Nagelschmiedes.

Mit dem Gewölbschlüssel legte sich der Förster zu Bett.

Als am Morgen des Christtages die Försterin die Blutspuren im Flur entdeckte, mußte Schürhackl wohl erzählen. Dann schickte er um die Gendarmerie und Fuhrwerk, und bis Mittag war der glücklich erwischte Gauner dem Gericht eingeliefert mitsamt dem Scheunenbrett, das der Förster dem Amtsrichter zur belehrenden Einsichtnahme übersandte.

Beim Bäcker wurde nicht eingebrochen, doch ward der zweite Gauner in der nächsten Bahnstation eben abgefaßt, als er abreisen wollte.

Die findige Zeichenerklärung der Gaunerzinken sprach sich rasch im ganzen Bezirk herum, der Förster wurde allseits angestaunt und verlor von dieser Stunde an den Spitznamen. Dafür hieß Schürhackl fortan der findige Förster.

Der Mitleidsstutzen.

Bekanntlich werden gutherzige Menschen weidlich ausgenützt, der Appell an gute Herzen steigert sich zu skrupelloser Ausbeutung, sobald die Bittsteller merken, daß dem Gutherzigen eine Ablehnung schwer wird. Manche Menschen entwickeln eine geradezu staunenswerte Findigkeit in der Appellation an ein gutes Herz, ohne dabei aber eine wirkliche Bitte auszusprechen; sie wenden Kniffe an, die auf eine Mitleidserregung hinauslaufen und den gewollten Zweck dennoch erreichen. Vor solchen staunenerregenden Kniffen ist auch ein Staatsoberhaupt nicht sicher, wenn es möglich ist, mit der hohen Persönlichkeit in Fühlung, in persönlichen Verkehr zu kommen.

In diesem Betreff ereignete sich ein köstliches Geschichtchen auf einer königlich bayerischen Hof-

jagd. Ein Jagdgehilfe hatte das Malheur, daß ihm auf schwierigem Reviergang das Dienstgewehr, eine Büchsflinte mit Kugel- und Schrotlauf, durch Anprall an einen Felsen unbrauchbar wurde oder zum mindesten schwer zu reparieren war und dies mit großen Kosten. Pflichttreu oblag der Gehilfe gleichwohl seinem Dienst und mit betrübter Miene fand er sich dann auftragsgemäß zur Stelle ein, wo der Allerhöchste Jagdherr, Prinz-Regent Luitpold der Gütige, alsbald die Niedergeschlagenheit und Betrübnis des Jagdgehilfen, sowie das defekte Dienstgewehr gewahrte.

In seiner sprichwörtlich gewordenen Herzensgüte erkundigte sich der Regent sofort nach näheren Umständen, der Jäger mußte Rapport erstatten mit dem beglückenden Erfolg, daß Luitpold der Gütige dem Hofjagdgehilfen vollen Ersatz versprach. Wenige Tage darauf wurde dem erfreuten Jäger als Geschenk des Allerhöchsten Jagdherrn eine neue, vortreffliche Büchsflinte eingehändigt, welche begreiflicherweise in Jägerkreisen allseitig bewundert wurde. Wie Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der Güte des Regenten in der ganzen Gegend, und der Neid wuchs ins Unmeß-

bare. Bei den andern Jagdgehilfen wuchs aber noch etwas: die Sehnsucht, gleichfalls vom gnädigsten Herrn mit neuen Gewehren beschenkt zu werden. Wie Pilze nach warmem Sommerregen mögen Gedanken aufgeschossen sein, wie man es anstellen müsse, um ein neues Gewehr ohne die Bitte dazu vom Landesherrn zu bekommen. So schlau waren die Gehilfen, alle stämmige, flinke und helle Gebirgler, von Hause aus, daß sie eine absichtliche Beschädigung ihrer Büchsflinten zum gedachten Zwecke für nutzlos erkannten. Ebenso klug kalkulierten die Jäger, daß auf den günstigen Zufall einer Gewehrzerstörung nicht gerechnet werden könne, ferner, daß ein Analogon auf berechtigte Zweifel bei den Hofkavalieren stoßen müßte.

In solchem Dilemma kam ein besonders findiger Jäger auf den ingeniösen Gedanken, sein Dienstgewehr fürsorglich in heimatlicher Hütte zu verstecken, es mit einem uralten Steinschloßstutzen, der von Großvaters Zeiten her als Angedenken aufbewahrt wurde, zu vertauschen. Richtig trat denn der Jäger, welchen wir willkürlich Xaverl nennen wollen, mit dem alten Schießeisen den

Dienst an, und ein Zufall wollte es, daß der Forstmeister infolge dringender Beschäftigung den Steinschloßstutzen nicht rechtzeitig gewahrte.

Umso besser hatten aber die Kollegen den Schießprügel gesehen, sie errieten die Absicht und beneideten Xaverl um seine Schlauheit. Auf den Kniff wäre jeder andere auch gekommen, nur konnten alte Schießeisen nicht so rasch beschafft werden.

Der Trieb begann, die Gehilfen mußten zur Führung der Treiber ins Revier, und bald darauf war die Jagd in vollem Gang. Am Nachmittag fand nach der Jagd die Streckenbesichtigung statt, welche mit gutem Resultat das Jägerherz erfreuen mußte. Jetzt gewahrten die Luchsaugen des Forstmeisters auch den alten Stutzen an Xaverls Seite. Aber auch der Allerhöchste Jagdherr hatte bereits das Schießeisen erblickt, und höchlich darüber verwundert, daß ein Jagdgehilfe so ungenügend und altväterisch bewaffnet sei, trat der Landesherr auf Xaverl zu. Auf die Frage, wie der Gehilfe ein uraltes Gewehr im Dienst tragen könne, vermochte Xaverl mit prachtvoll markierter Treuherzigkeit zu antworten, daß er armutshalber keine moderne Büchsflinte kaufen könne.

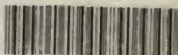
Aber schon griff der Forstmeister ein, welcher das Schießeisen als — Mitleidsstutzen bezeichnete und den Landesherrn dringendst bat, dem Xaverl um Himmelswillen kein neues Gewehr zu schenken, ansonsten mit Bestimmtheit zu gewärtigen sei, daß sämtliche Jagdgehilfen in den nächsten Tagen mit Radschloßbüchsen anrücken, um das Mitleid des Allerhöchsten Jagdherrn zu erregen und neue Gewehre zu erschwindeln.

Lachend besichtigte der Regent den Mitleidsstutzen, Xaverl bekam eine Zigarre, aber kein neues Gewehr. Der Kniff versagte, die Jagdgehilfen waren kuriert, sorgten jedoch dafür, daß der Mißerfolg des Kollegen in der Bevölkerung möglichst rasch bekannt wurde. Seit Jahr und Tag wird in jener Gegend herzhaft gelacht und gespottet über Xaverls mißglückten Kniff und über den — Mitleidsstutzen.




89006157341
b89006157341a





89006157341
b89006157341a